

Carlos Fuentes

Zwei Novellen

Bibliothek Suhrkamp

»Einer aufmerksamen Lektüre entgeht nicht, daß wir ein Diptychon vor uns haben: *Geburtstag* macht den Grund von *Aura* einsichtig; in *Aura* wiederum finden wir den Schlüssel zu *Geburtstag*«, schreibt der spanische Romancier Juan Goytisolo zu den beiden 1962 (*Aura*) und 1970 (*Geburtstag* – *Cumpleños*) entstandenen Novellen des mexicanischen Autors Carlos Fuentes (geb. 1928). Auch Octavio Paz weist auf ihre Verwandtschaft hin: »Die beiden Novellen enthüllen den Fuentes der Nacht, aus dem Geschlecht des visionären Balzac.«

Carlos Fuentes
Zwei Novellen

»*Aura*« und »*Geburtstag*«

Mit einem Nachwort von
Juan Goytisolo

Suhrkamp Verlag

Titel der spanischen Originalausgaben:
Aura, aus dem Spanischen von Christa Wegen
Cumpleaños, aus dem Spanischen von Rudolf Wittkopf
A proposito de »Aura« y »Cumpleaños«,
aus dem Spanischen von Christa Wegen

Erste Auflage 1976

Aura:

Lizenzausgabe mit Genehmigung der
Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart

© 1966 Deutsche Verlagsanstalt GmbH, Stuttgart

Geburtstag:

© Carlos Fuentes, 1972

© Alianza Editorial, S. A., Madrid, 1972

© des Nachworts Juan Goytisolo, 1976

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 1976

Alle Rechte vorbehalten Satz: Librisatz, Kriftel/Ts.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany



unverkäuflich v. 05.09.2005

Zwei Novellen
Aura und *Geburtstag*

Aura

Der Mann jagt und kämpft.
Die Frau ist listenreich und erfinderisch;
sie gebiert Gedanken und Götter.
An manchen Tagen hat sie das zweite Gesicht;
sie besitzt die unendlichen Flügel
des Begehrens und des Traumes ...
Die Götter gleichen den Menschen;
ihr Leben beginnt und endet
an der Brust einer Frau ...

JULES MICHELET

Du liest die Annonce. Ein solches Angebot wird nicht alle Tage gemacht. Wieder und wieder liest du die Anzeige. Sie scheint sich an dich zu richten, an keinen anderen.

Zerstreut läßt du die Asche deiner Zigarette in die Teetasse fallen, die du in diesem schäbigen, schmutzigen Café geleert hast. Du wirst sie wieder lesen: Junger Historiker gesucht. Ordentlich. Gewissenhaft. Perfekte Kenntnisse des Französischen, der Umgangssprache. In der Lage, Sekretärsarbeiten auszuführen. Und wieder: Jung, Französischkenntnisse, möglichst längerer Frankreichaufenthalt. Dreitausend Pesos monatlich, alle Mahlzeiten und komfortables, sonniges Zimmer mit Arbeitsplatz. Nur noch dein Name fehlte. Nur eine Mitteilung in schwarzem, fetterem Druck fehlte noch: Felipe Montero. Gesucht wird Felipe Montero, ehemaliger Stipendiat an der Sorbonne, Historiker, vollgestopft mit nutzlosen Daten, gewohnt, in vergilbten Dokumenten zu stöbern, Hilfslehrer an Privatschulen, neunhundert Pesos monatlich. Aber wäre auch das zu lesen, so würdest du mißtrauisch und hieltest es für einen Scherz. Donceles 815. Persönliche Vorstellung. Kein Telefon. Du greifst nach deiner Mappe und läßt das Trinkgeld liegen. Du fragst dich, ob ein anderer junger Historiker, in der gleichen Lage wie du, die Anzeige schon gelesen hat, dir zuvorgekommen ist und die Stelle erhalten hat. Du verdrängst dies wieder, während du zur Straßenecke gehst. Du wartest auf den Bus, zündest dir eine Zigarette an und durchläufst in Ge-

danken die Daten, die du gegenwärtig haben mußt, damit dich deine verschlafenen Schüler respektieren. Du mußt dich vorbereiten. Jetzt kommt der Bus, und du starrst auf die Spitzen deiner schwarzen Schuhe. Du mußt dich vorbereiten. Du steckst die Hand in die Tasche und spielst mit den Kupfermünzen, zuletzt klaubst du dreißig Centavos heraus, umschließt sie mit der Faust und streckst den Arm aus, um energisch den Griff zu packen und aufzuspringen – denn der Bus hält nie ganz, bahnst dir dann deinen Weg nach vorn, zahlst die dreißig Centavos, zwängst dich mühsam zwischen die Fahrgäste, die sich im Gang drängen, hältst dich mit der Rechten an der Stange, preßt die Mappe gegen deine Seite und legt wie zerstreut die linke Hand über die hintere Hosentasche, wo du deine Geldscheine aufbewahrst.

Du wirst diesen Tag wie jeden anderen verbringen und dich der Anzeige erst wieder am nächsten Morgen entsinnen, wenn du im gleichen Café Platz nimmst, das Frühstück bestellst und die Zeitung aufschlägst. Wenn du zum Anzeigenteil gelangst, werden sie wieder da sein, die auffallenden Lettern: Junger Historiker ... So wurde also gestern niemand eingestellt. Du wirst die Anzeige wieder lesen und bei der letzten Zeile verweilen – viertausend Pesos.

Die Vorstellung, daß jemand in der Donceles-Straße wohnt, wird dich verwundern. Immer hast du geglaubt, der alte Stadtkern sei unbewohnt. Du gehst langsam und suchst die Nummer 815 unter den alten Patrizierhäusern aus der Kolonialzeit, die in Reparaturwerkstätten, Uhrmacherläden, Schuhgeschäfte oder Drogerien verwandelt

wurden. Die Nummern hat man geändert, übermalt, vertauscht. Eine 13 neben einer 200; auf einer alten Kachel steht 47 und darüber mit Kreide: *jetzt* 924. Du wirst zur ersten Etage aufsehen. Dort hat sich nichts geändert. Dort stören keine Musikautomaten, die Neonlichter der Straße scheinen nicht hinauf, der Ramsch in den Schaufenstern schmückt dieses zweite Gesicht der Häuser nicht. Einheit aus *Tezontlé**, Nischen mit verstümmelten, von Tauben gekrönten Heiligen, behauene Quader des mexikanischen Barocks, Balkone mit Gittern, kupferne Luken und Regenrinnen, Wasserspeier aus Sandstein. Und die Fenster sind von langen, grünlichen Vorhängen verdunkelt, wie jenes Fenster, von dem sich jemand zurückzieht, da du es betrachtetest, da du das Portal mit dem bizarren Rankenwerk betrachtetest, und du senkst den Blick zu der abblätternden Wand und entdeckst die Nummer 815, *vormals* 69. Vergeblich schlägst du den Klopfer gegen die Tür, diesen kupfernen Hundekopf, der so abgenutzt, so verschliffen ist, daß er dem Kopf eines Hundefötus in einem naturkundlichen Museum gleicht. Es scheint dir, als grinse der Hund dich an, und du läßt das frostige Metall los. Die Tür gibt unter dem leichten Druck deiner Finger nach, aber bevor du eintrittst, wirfst du einen letzten Blick über die Schulter und runzelst die Stirn, da die lange Reihe wartender Lastwagen und Personautos knattert, hupt und die ungesunden Dämpfe ihrer Hast ausstößt. Vergebens versuchst du, ein einziges Bild dieser eintönigen Außenwelt zu behalten.

* Anm. d. Übers.: vulkanischer Stein

Du schließt die Tür hinter dir und spähst in die Dunkelheit eines überdachten Eingangs – eines Patio, denn du riechst das Moos, die Feuchtigkeit der Pflanzen, die verrotteten Wurzeln, einen schweren betäubenden Duft. Vergeblich suchst du ein Licht, das dir den Weg weist, und tastest in deiner Jackentasche nach den Streichhölzern, als eine dünne, brüchige Stimme von fern zu dir dringt.

»Nein ... das ist nicht nötig. Bitte gehen Sie dreizehn Schritte geradeaus, dann gelangen Sie zu einer Treppe auf der rechten Seite. Kommen Sie diese bitte herauf. Es sind zweiundzwanzig Stufen. Zählen Sie bitte.«

Dreizehn. Rechts. Zweiundzwanzig.

Der Geruch von Feuchtigkeit und verrotteten Pflanzen wird dich umgeben, während du deine Schritte zählst, erst auf den Steinfliesen, dann auf dem knarrenden, von Feuchtigkeit und Moder schwammigen Holz. Leise zählst du bis zweiundzwanzig, dann bleibst du mit der Streichholzschachtel in der Hand und der Mappe unterm Arm stehen, berührst die Tür, die nach altem, feuchtem Fichtenholz riecht, suchst eine Klinke; schließlich stößt du sie auf und fühlst jetzt einen Teppich unter den Füßen, einen dünnen, schlecht gelegten Teppich, über den du stolpern wirst. Dann bemerkst du das andere Licht, das gräulich hereinsickert und in dem sich die Umrisse abzeichnen.

»Señora«, sagst du monoton, weil du dich einer Frauenstimme zu erinnern glaubst. »Señora ...«

»Jetzt nach links. Die erste Tür. Bitte seien Sie so freundlich.«

Du stößt die Tür auf – schon erwartest du nicht mehr, daß eine richtig geschlossen sein könnte; schon weißt du, daß alle Schwingtüren sind –, und die im Raum verstreuten Lichter fangen sich in deinen Wimpern, als würdest du durch ein feines Seidengespinnst sehen. Du hast nur Augen für den wechselnden Widerschein der Wände, wo Dutzende von Lichtern flackern. Schließlich erkennst du, daß es Leuchter sind, die auf Konsolen stehen oder zwischen den ungleichen Abständen der Täfelung hängen. Sie werfen einen schwachen Schimmer auf andere strahlende Dinge, auf Silberherzen, Kristallflacons und gerahmte Spiegel; erst hinter diesem flackernden Glanz wirst du das Bett im Hintergrund sehen und das Zeichen einer Hand, die dich mit langsamer Bewegung herzuwinken scheint.

Schließlich, da du diesem Firmament von Votivlichtern den Rücken kehrst, wirst du sie sehen. Du stolperst zum Fußende des Bettes und mußt daran vorbei, damit du zum Kopfende gelangst, wo sich eine schwächliche Gestalt in den ungeheuren Ausmaßen dieses Bettes verliert. Als du die Hand ausstreckst, berührst du keine andere Hand, sondern die Ohren und das dicke, wollige Fell eines Wesens, das lautlos und unbeirrt kaut, während es dir rote Augen zuwendet. Du lächelst und streichelst das Kaninchen, das neben der Hand kauert, welche schließlich die deine ergreift; lange bleiben die kalten Finger in deiner schwitzenden Hand, drehen sie dann um und nähern deine ausgestreckten Finger dem Spitzenkissen, das du, um loszukommen, berührst.

»Felipe Montero. Ich habe Ihre Annonce gelesen.«

»Ja, ich weiß. Leider kann ich Ihnen keinen Stuhl anbieten.«

»Das macht nichts. Ich stehe gern.«

»Gut. Zeigen Sie sich bitte im Profil. Nein, ich kann es nicht deutlich erkennen. Wenden Sie sich zum Licht. So. Schön.«

»Ich habe Ihre Annonce gelesen ...«

»Ja, natürlich. Sie haben sie gelesen. Halten Sie sich für geeignet? *Avez-vous fait des études?*«

»A Paris, madame.«

»Ah, oui, ça me fait plaisir, toujours, toujours, d'entendre ... oui ... vous savez ... on était tellement habi-tue ... et après ...«

Du wirst beiseite treten, damit das gesammelte Licht des Silbers, der Kerzen und des Kristalls auf die seidene Haube fällt, die sehr weißes Haar bedecken muß und ein vor Alter fast kindliches Gesicht umrahmt. Der hochgeschlossene weiße Kragen, der bis zu den von der Haube bedeckten Ohren reicht, die Laken und Federkissen verbergen den ganzen Körper, bis auf die Arme, die in einen Wollschal gehüllt sind, und die blassen Hände, die über ihrem Bauch liegen. Du kannst dich nur an ihr Gesicht halten, bis dir eine Bewegung des Kaninchens erlaubt, verstohlen nach den Krusten und Brotkrümeln zu blicken, die auf der glanzlosen, verschossenen roten Seide der Kissen verstreut sind.

»Ich komme zum Kern der Sache. Es bleiben mir nicht mehr viele Jahre, Señor Montero, und darum habe ich mit einem lebenslänglichen Grundsatz gebrochen und eine Anzeige in die Zeitung gesetzt.«

»Ja, deshalb bin ich hier.«

»Ja. So nehmen Sie also an.«

»Nun, ich wüßte gern ein wenig mehr ...«

»Natürlich. Sie wundern sich.«

Sie wird dich ertappen, wie du den Nachtschrank musterst, die verschiedenen farbigen Flaschen, Gläser und Aluminiumlöffel, die Reihe der Pillen- und Tablettenschachteln und die übrigen, mit weißlichen Flüssigkeiten befleckten Gläser, die in Reichweite ihrer Hand auf dem Boden stehen. Da das Kaninchen vom Bett springt und in der Dunkelheit verschwindet, wirst du bemerken, daß ihr Lager kaum höher als der Boden ist.

»Ich kann Ihnen viertausend Pesos bieten.«

»Ja, so hieß es in der heutigen Anzeige.«

»Ah, dann ist sie schon erschienen.«

»Ja, sie ist schon erschienen.«

»Es handelt sich um die Papiere meines Mannes, des Generals Llorente. Sie sollen geordnet werden, bevor ich sterbe. Ich habe unlängst beschlossen, sie zu veröffentlichen.«

»Und der General selbst, ist er nicht in der Lage...?«

»Er starb vor sechzig Jahren. Es sind seine nicht abgeschlossenen Memoiren. Sie müssen vollendet werden, bevor ich sterbe.«

»Aber...«

»Ich werde Ihnen alles mitteilen. Sie werden lernen, im Stil meines Mannes zu schreiben. Es wird genügen, daß Sie seine Manuskripte ordnen und lesen, damit Sie seine Prosa faszinieren wird ... ihre Durchsichtigkeit ... ihre ...«

»Ja, ich verstehe.«

»Saga, Saga. Wo bist du? Ici, Saga ...«

»Wer?«

»Meine Gefährtin.«

»Das Kaninchen?«

»Ja. Sie wird zurückkommen.«

Du wirst den Blick heben, den du gesenkt hattest, und ihre Lippen werden schon geschlossen sein, aber du nimmst ihre Worte – »wird zurückkommen« – noch einmal, als spräche die alte Frau sie in eben diesem Augenblick. Ihre Lippen bewegen sich nicht. Du schaust zurück und bist durch den flimmernden Lichterkranz der religiösen Gegenstände geblendet. Als du sie wieder ansiehst, sind ihre Augen weit geöffnet, klar, flüssig, riesig, fast ganz aus dem gelblichen Weiß der Hornhaut, so daß nur der schwarze Punkt der Pupille diese Klarheit unterbricht, die sich Minuten vorher hinter den schweren Falten ihrer gesenkten Lider verlor, wie um diesen Blick zu schützen, der sich jetzt auf dem Grund seiner trockenen Höhle verbirgt – sich zurückzieht, denkst du. »Dann werden Sie also bleiben. Ihr Zimmer ist oben. Dort ist es hell.«

»Vielleicht, Señora, wäre es besser, ich würde Sie nicht stören. Ich könnte mein jetziges Zimmer behalten und zu Hause an dem Manuskript arbeiten ...«

»Es gehört zu meinen Bedingungen, daß Sie hier wohnen. Es bleibt nicht viel Zeit.«

»Aura ...«

Zum erstenmal, seit du das Zimmer betreten hast, wird sich die alte Frau bewegen. Als sie wieder die Hand aus-

streckt, spürst du den erregten Atem neben dir, und zwischen dich und die Señora streckt sich eine andere Hand, um die Finger der alten Frau zu berühren. Du siehst zur Seite, und ein Mädchen steht da, ein Mädchen, dessen Körper du nicht vollständig erkennen kannst, so dicht steht es neben dir, und so überraschend war seine Ankunft, ohne das leiseste Geräusch – nicht einmal eines jener Geräusche, die man zwar nicht hört, die jedoch wirklich sind, da man sich ihrer sogleich erinnert, da sie trotz allem lauter sind als die Stille um sie her.

»Ich habe Ihnen gesagt, sie würde zurückkommen ...«

»Wer?«

»Aura. Meine Gefährtin. Meine Nichte.«

»Guten Tag.«

Das Mädchen wird den Kopf neigen, und im gleichen Augenblick wird die alte Frau die Geste nachahmen.

»Das ist Señor Montero. Er wird bei uns wohnen.«

Du wirst ein paar Schritte machen, damit dich das Licht der Kerzen nicht blendet. Das Mädchen hält die Augen geschlossen, die Hände über eine Hüfte verschlungen; es sieht dich nicht an. Dann öffnet es allmählich die Augen, als fürchte es den Glanz des Zimmers. Endlich wirst du diese meergrünen Augen sehen, wie sie fluten, zu Gischt zerstäuben, wieder zu ruhigem Grün werden, um sich darauf von neuem wie eine Welle zu entflammen. Du erblickst sie und sagst dir, daß dies nicht wahr ist, daß diese schönen grünen Augen genau allen anderen schönen grünen Augen gleichen, die du gekannt hast oder noch kennen wirst. Aber du täuschst dich nicht, diese Augen fluten und verändern sich, als böten sie dir eine Land-

schaft, die nur du erraten und begehren kannst.

»Ja, ich werde bei Ihnen bleiben.«

II

Die alte Frau wird lächeln, ja, mit ihrer dünnen Stimme lachen und sagen, sie danke dir für deine Bereitwilligkeit, und das Mädchen werde dich zu deinem Zimmer führen. Währenddessen denkst du an das Gehalt von viertausend Pesos, und daß es wohl eine angenehme Arbeit sein wird, denn du liebst gewissenhafte Nachforschungen ohne physische Anstrengung, ohne die Notwendigkeit, hierhin und dorthin zu gehen, ohne die lästigen und unvermeidlichen Begegnungen mit anderen Leuten. An all dies denkst du, während du dem Mädchen folgst – und dir wird bewußt, daß du ihr mit den Ohren, statt mit den Augen, daß du dem Rascheln ihres Rockes, dem Knistern des Taftes folgst – und dich schon danach sehnst, ihr wieder in die Augen zu sehen. Du steigst die Stufen hinter diesem Geräusch in der Dunkelheit empor, und noch immer hast du dich nicht an die Finsternis gewöhnt. Dir fällt ein, daß es etwa sechs Uhr abends sein muß, und die Lichtflut überrascht dich, als Aura die Tür zu deinem Zimmer – wieder eine Tür ohne Schloß – aufstößt, beiseite tritt und sagt: »Das ist Ihr Zimmer. Wir erwarten Sie in einer Stunde zum Abendessen.«

Und sie wird sich mit dem Rascheln des Taftes entfernen, ohne daß du ihr Gesicht noch einmal sehen konntest.

Du schließt die Tür – drückst sie hinter dir zu – und blickst zu dem ungewöhnlich großen Oberlicht empor, das als Dach dient. Du lächelst, als dir zu Bewußtsein kommt, daß das Abendlicht genügt hat, um dich nach der Dunkelheit des übrigen Hauses zu blenden. Gut gelaunt

probierst du die Matratze auf dem goldschimmernden Metallbett aus und siehst dich im Zimmer um: ein roter Wollteppich, eine olivgrün und gold gemusterte Tapete, ein mit rotem Samt bezogener Sessel, ein alter Nußbaumschreibtisch mit grüner Lederauflage, eine altmodische Petroleumlampe, das sanfte Licht deiner nächtlichen Forschungen, und ein Bücherbord in Reichweite über dem Schreibtisch. Du gehst zur anderen Tür, und wie du sie aufstößt, entdeckst du ein altmodisches Badezimmer: eine vierbeinige Wanne mit gemalten Blümchen auf dem Porzellan, eine blaue Waschschiüssel und eine unbequeme Toilette. Du betrachtest dich im großen, ovalen Spiegel des Kleiderschranks – ebenfalls aus Nußbaum –, der im Bad steht, bewegst deine schweren Brauen und vollen Lippen, und dein Atem beschlägt den Spiegel; du schließt deine schwarzen Augen, und wenn du sie wieder öffnest, wird die Trübung verfliegen sein. Du hörst auf, den Atem anzuhalten, und fährst mit der Hand durch dein dunkles, glattes Haar, berührst dein genau gezeichnetes Profil, deine mageren Wangen. Da der Dunst von neuem dein Gesicht verbirgt, wirst du den Namen wiederholen: Aura.

Nachdem du zwei Zigaretten auf dem Bett geraucht hast, schaust du auf die Uhr, ziehst deine Jacke an und kämmst dich. Dann stößt du die Tür auf und versuchst dich des Weges zu entsinnen, den du heraufgekommen bist. Gern würdest du die Türe offen lassen, damit dir das Lampenlicht leuchten könnte, doch ist es nicht möglich, da sie durch Federn zufällt. Du könntest dich damit unterhalten, diese Tür hin und her pendeln zu lassen. Du könn-

test die Lampe mit hinunter nehmen. Du verzichtest darauf, dann schon weißt du, daß dieses Haus immer dunkel sein wird, daß es dich immer wieder von neuem zwingen wird, es mit dem Tastsinn zu erkennen. Vorsichtig wie ein Blinder tastest du dich mit ausgestreckten Armen an der Wand entlang, bis du mit der Schulter unbeabsichtigt den Lichtschalter streifst. Blinzeln bleibst du in der erleuchteten Mitte des langen, kahlen Ganges stehen. An seinem Ende siehst du das Geländer und die Wendeltreppe.

Beim Hinuntergehen zählst du die Stufen; noch eine Eigenart, zu der dich Señora Llorentes Haus sofort bezwungen hat. Unterm Zählen weichst du einen Schritt zurück, als die rötlichen Augen des Kaninchens vor dir auftauchen, das gleich darauf kehrtmacht und davonhoppelt. Du wirst keine Zeit haben, in der Diele stehenzubleiben, da Aura dich mit einem Leuchter in der Hand an einer angelehnten Tür aus dunklem Glas erwartet. Lächelnd gehst du auf sie zu, doch hältst du inne, als du das schmerzliche Miauen mehrerer Katzen hörst – ja, schon in Reichweite von Aura hältst du inne, um dich zu vergewissern, daß es Katzen sind –, dann folgst du ihr zum Salon.

»Es sind die Katzen«, wird Aura sagen. »In diesem Viertel gibt es viele Ratten.«

Sie durchqueren den Salon: Möbel mit verblichenen Seidenbezügen, Medaillen und Glaskugeln; Teppiche mit persischen Mustern, Bilder mit ländlichen Szenen, grüne, zugezogene Samtvorhänge. Auch Aura ist grün gekleidet.

»Gefällt Ihnen Ihr Zimmer?«

»Ja. Aber ich muß noch meine Sachen ...«

»Nicht nötig. Der Diener hat sie schon geholt.«

»Sie hätten sich nicht solche Mühe machen sollen.«

Du betrittst – immer noch hinter ihr – das Eßzimmer. Sie wird den Leuchter in die Mitte des Tisches stellen; eine feuchte Kälte weht dich an. Sämtliche Wände sind mit dunklem Holz getäfelt, im gotischen Stil geschnitzt, mit Spitzbögen und durchbrochenen Rosetten. Als du Platz nimmst, bemerkst du, daß vier Gedecke aufgelegt wurden. Zwei große Schüsseln mit Silberdeckeln stehen auf dem Tisch, und eine alte Flasche schimmert unter einer grünlichen Schicht.

Aura wird den Deckel von einer der Schüsseln lüften. Du atmest den stechenden Geruch der Nieren in Zwiebelsoße, die sie dir serviert, während du zu der alten Flasche greifst und die geschliffenen Gläser mit der dicken roten Flüssigkeit füllst. Aus Neugier versuchst du, das Etikett zu lesen, aber der Schmutz hat es verdunkelt. Aura legt dir ganze geschmorte Tomaten auf den Teller.

»Entschuldigen Sie«, sagst du und wirfst einen Blick auf die beiden übrigen Gedecke und die beiden leeren Stühle.

»Erwarten wir noch jemand?«

Aura fährt fort, die Tomaten zu servieren.

»Nein, Señora Consuelo fühlt sich heute abend etwas schwach. Sie wird nicht mit uns essen.«

»Señora Consuelo? Ihre Tante?«

»Ja. Sie möchten sie bitte nach dem Essen besuchen.«

Sie essen schweigend. Sie trinken den ungewöhnlich

schweren Wein, und du wendest die Augen ab, damit Aura nicht deinen dreisten, gebannten Blick gewahren soll, den du nicht beherrschen kannst. Du möchtest dir noch immer die Züge des Mädchens einprägen, aber jedesmal, wenn du wegsiehst, sind sie dir wieder entschwunden, und ein unwiderstehlicher Drang wird dich zwingen, sie von neuem anzusehen. Wie gewöhnlich hat sie den Blick gesenkt. Während du nach den Zigaretten in deiner Rocktasche suchst, berührst du den Schlüssel, entsinnst dich und sagst zu Aura:

»Ah, ich vergaß, daß eine meiner Schreibtischschubladen abgeschlossen ist. Ich verwahre dort meine Papiere.«

Und sie wird flüstern: »Dann ... wollen Sie ausgehen?«

Es klingt wie ein Vorwurf. Du fühlst dich verwirrt und streckst ihr die Hand mit dem Schlüssel entgegen, der von einem Finger baumelt.

»Es eilt nicht.«

Aber sie weicht der Berührung deiner Hände aus; die ihren ruhen in ihrem Schoß. Schließlich blickt sie auf, und wieder zweifelst du an deinen Sinnen, schreibst dem Wein deine Verwirrung zu, den Taumel, welchen diese glänzenden, klaren grünen Augen in dir erregen, stehst auf und stellst dich hinter Aura, streichelst die hölzerne Rückenlehne des gotischen Stuhles, ohne es zu wagen, ihre nackten Schultern oder ihren reglosen Kopf zu berühren. Du versuchst, dich wieder in die Gewalt zu bekommen, indem du deine Aufmerksamkeit von ihr abwendest und auf das unmerkliche Geräusch einer Tür hinter dir lauschst, die zur Küche führen muß, indem du die beiden räumlichen Elemente dieses Zimmers unterschei-

dest: den geschlossenen Lichtkreis, den der Leuchter verbreitet und der den Tisch und einen Teil der geschnitzten Wand erhellt, sowie den größeren Kreis der Dunkelheit, der ihn umschließt. Endlich findest du den Mut, zu ihr zu treten, ihre glatte Hand zu nehmen, zu öffnen und den Schlüsselring als Pfand hineinzulegen.

Sie wird die Hand schließen, deinen Blick suchen, »danke« flüstern, aufstehen und eilig das Zimmer verlassen.

Du setzt dich auf Auras Platz, streckst die Beine aus und zündest dir eine Zigarette an; ein nie gekanntes Vergnügen erfüllt dich, ein Vergnügen, von dem du wußtest, daß es ein Teil deiner selbst war, aber das du erst jetzt voll erlebst, indem du es befreist und verströmen läßt, da du weißt, daß es diesmal Erwidern finden wird ... Und Señora Consuelo erwartet dich, Aura hat es dir gesagt. Sie erwartet dich nach dem Essen ...

Du hast dir nun den Weg gemerkt. Mit dem Leuchter in der Hand durchquerst du den Salon und die Diele. Die erste Tür ist die der alten Frau. Du klopfst mit den Knöcheln dagegen, aber es kommt keine Antwort. Du klopfst noch einmal. Dann stößt du die Tür auf; sie erwartet dich ja. Vorsichtig trittst du ein und murmelst: »Señora ... Señora ...«

Sie wird dich nicht gehört haben, denn du findest sie kniend vor der Wand mit den Devotionalien, den Kopf auf die geballten Fäuste gestützt. Du siehst sie von weitem: auf den Knien, mit dem groben Wollhemd bekleidet, den Kopf in die schmalen Schultern eingesunken; sie ist dünn, ja ausgemergelt wie eine mittelalterliche Skulptur; ihre Beine ragen wie zwei dürre Stecken unter dem

Hemd hervor und sind von Wundrose entzündet. Du denkst daran, wie diese rauhe Wolle beständig gegen ihre Haut scheuern muß, da hebt sie plötzlich die Fäuste und schlägt kraftlos ins Leere, als liefere sie eine Schlacht gegen die Bilder, die du beim Näherkommen allmählich unterscheidest - Christus, Maria, St. Sebastian, St. Lucia, der Erzengel Michael und die grinsenden Teufel, die einzig fröhlichen Gestalten in dieser Ikonographie des Leids und des Zorns, fröhlich, weil sie auf diesem alten, von Kerzen angestrahlten Stich ihre Mistgabeln in das Fleisch der Verdammten bohren, Kessel voll siedenden Wassers über sie ausleeren, die Frauen vergewaltigen, sich betrinken und all die Freiheiten genießen, die den Heiligen verboten sind. Du nährst dich der Hauptszene, die von den Tränen der Mater Dolorosa, dem Blut des Gekreuzigten, dem Frohlocken Luzifers und dem Zorn des Erzengels umgeben ist, nährst dich den in Alkohol konservierten Eingeweiden, den Silberherzen. Señora Consuelo kniet davor, droht mit den Fäusten, und als du noch näher trittst, hörst du sie stammeln: »Komm, Stadt Gottes! Gabriel, stoß in deine Trompete! Ah, wie lang die Welt sich beim Sterben aufhält.«

Sie wird sich gegen die Brust schlagen, bis sie vor den Heiligenbildern und Kerzen in einem Hustenanfall zusammenbricht. Du nimmst sie bei den Ellbogen, und während du sie behutsam zum Bett führst, wunderst du dich, wie klein sie ist, fast ein Kind, gebeugt, niedergedrückt, mit verkrümmtem Rückgrat. Du weißt, daß sie ohne deine Hilfe auf Händen und Knien zu ihrem Lager hätte kriechen müssen. Du hilfst ihr in das große Bett

mit seinen Brotkrumen und alten Federkissen, deckst sie zu und wartest, bis sich ihr Atem wieder beruhigt, während unfreiwillige Tränen über ihre durchscheinenden Wangen laufen.

»Verzeihen Sie ... verzeihen Sie, Señor Montero. Uns Alten bleibt nur noch ... das Vergnügen der Demut ... Bitte geben Sie mir mein Taschentuch.«

»Señorita Aura sagte mir ...«

»Ja, richtig. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Wir sollten ... wir sollten so bald wie möglich mit der Arbeit beginnen ... Danke ...«

»Versuchen Sie, sich auszuruhen.«

»Danke ... Hier ...«

Die alte Frau wird die Hände zum Kragen heben, ihn aufknöpfen und den Kopf senken, um das zerknitterte violette Band abzustreifen, das sie dir jetzt reicht. Es wiegt schwer, denn ein Kupferschlüssel hängt daran. »In der Ecke dort ... öffnen Sie die Truhe, und bringen Sie mir die Papiere, die zuoberst auf der rechten Seite liegen ... Sie sind mit einem gelben Band zusammengebunden ...«

»Ich sehe nicht sehr gut ...«

»Ah, ja ... ich bin so an die Dunkelheit gewöhnt. Zu meiner Rechten ... Gehen Sie geradeaus, und Sie werden auf die Truhe stoßen. Wir wurden eingemauert, Señor Montero. Man hat rings um uns her gebaut und uns vom Licht abgeschnitten. Man wollte mich zum Verkauf zwingen. Aber nicht vor meinem Tod. Dies Haus ist für uns voller Erinnerungen. Erst wenn ich tot bin, wird man mich hier herausbringen ... Ja, das ist es. Danke. Sie können

anfangen, diesen Teil zu lesen. Den Rest werde ich Ihnen später geben. Gute Nacht, Señor Montero. Danke. Schauen Sie, Ihr Leuchter ist erloschen. Stecken Sie ihn bitte draußen wieder an. Nein, nein, behalten Sie den Schlüssel. Ich vertraue Ihnen.«

»Señora ... In der Ecke dort ist ein Rattennest ...«

»Ratten? Ich komme nie dort hin ...«

»Sie sollten die Katzen hereinlassen.«

»Katzen? Was für Katzen? Gute Nacht. Ich möchte schlafen. Ich bin sehr müde.«

»Gute Nacht.«

III

Noch am gleichen Abend liest du die vergilbten Papiere, die mit senffarbener Tinte beschrieben sind, einige davon hat achtlos verstreute Tabakasche durchlöchert, andere haben Fliegen beschmutzt. General Llorentes Französisch besitzt nicht die Vorzüge, die ihm seine Frau zuschrieb. Du sagst dir, daß du den Stil beträchtlich verbessern, die weitschweifige Erzählung vergangener Ereignisse straffen wirst: die Kindheit auf einer Hacienda in Oaxaca, dann die Militärschule in Frankreich, die Freundschaft mit dem Duc de Morny und den engsten Vertrauten von Napoleon III., die Rückkehr nach Mexiko im Regimentsstab von Maximilian, die Zeremonien und Empfänge des Kaiserreichs, die Schlachten, die Niederlage 1867, das Exil in Frankreich. Nichts, was andere nicht schon beschrieben hätten. Während du dich ausziehst, denkst du an die verworrenen Begriffe der alten Frau, an den falschen Wert, den sie diesen Memoiren zuschreibt. Lächelnd und mit dem Gedanken an die viertausend Pesos gehst du zu Bett.

Du schläfst traumlos, bis dich um sechs Uhr früh eine Flut von Licht weckt, denn das Glasdach hat keine Vorhänge. Du bedeckst dein Gesicht mit dem Kissen und versuchst, wieder einzuschlafen. Zehn Minuten später gibst du deinen Vorsatz auf und gehst ins Bad, wo jemand all deine Sachen ordentlich auf einen Tisch gestellt und deine wenigen Anzüge in den Schrank gehängt hat. Als du eben mit dem Rasieren fertig bist, zerreißt flehentliches, qualvolles Miauen die morgendliche Stille. Mit einem entsetz-

lichen, schrillen Jammerlaut dringt es an dein Ohr. Du versuchst seinen Ursprung zu ergründen und öffnest die Tür zum Gang, aber dort hörst du nichts. Diese Schreie kommen von oben, vom Fenster herein. Hastig kletterst du auf den Stuhl, vom Stuhl auf den Schreibtisch, und indem du dich am Bücherbrett festhältst, gelingt es dir, das Oberlicht zu erreichen, eines seiner Fenster zu öffnen, dich mit Anstrengung hochzuziehen, um auf den Garten neben dem Haus zu blicken, ein Geviert mit Eiben und wuchernden Brombeerhecken, wo fünf, sechs, sieben Katzen – du kannst sie nicht zählen, kannst dich nicht länger als eine Sekunde dort oben halten – aneinandergekettet sind, sich in Flammen winden und dichten Rauch verbreiten, der nach verbranntem Fell stinkt. Als du wieder auf den Lehnstuhl springst, zweifelst du, ob du das alles wirklich gesehen hast; vielleicht ist dies Bild nur deiner Phantasie entsprungen, hat sich mit den fürchterlichen Schreien verbunden, die noch andauern, dann seltener werden und schließlich verstummen.

Du schlüpfst in dein Hemd, wischst deine schwarzen Schuhe flüchtig mit einem Stück Papier ab und horchst auf den Ruf einer Glocke, welche die Gänge des Hauses zu durcheilen und sich deiner Tür zu nähern scheint. Du trittst auf den Gang hinaus; Aura erscheint mit der Glocke in der Hand, neigt, als sie dich sieht, den Kopf und sagt, das Frühstück sei bereit. Du versuchst, sie zurückzuhalten, aber schon wird sie die Wendeltreppe hinabsteigen und dabei mit der schwarzgestrichenen Glocke läuten, als wolle sie ein ganzes Armenhaus, ein ganzes Internat aufwecken. Hinter dir tut sich die Schlafzim-

mertür der alten Frau auf, und du erblickst eine Hand, die durch die kaum geöffnete Tür langt, ein Nachtschirr in die Diele stellt und die Tür wieder schließt. Im Eßzimmer ist dein Frühstück schon serviert, aber diesmal liegt nur ein Gedeck auf. Du ißt hastig, kehrst zur Diele zurück und klopfst an Señora Consuelos Tür. Ihre dünne, schrille Stimme bittet dich herein. Nichts wird sich verändert haben: die ständige Dunkelheit, der Glanz der Leuchter und der silbernen Wunder. »Guten Morgen, Señor Montero. Haben Sie gut geschlafen?«

»Ja. Ich habe noch lange gelesen.«

Die alte Dame wird eine Handbewegung machen, als wolle sie dich fortschicken.

»Nein, nein, nein. Ich will Ihre Meinung nicht hören. Arbeiten Sie an den Blättern, und sobald Sie fertig sind, gebe ich Ihnen die anderen.«

»Gut, Señora. Dürfte ich wohl den Garten benutzen?«

»Welchen Garten, Señor Montero?«

»Den hinter meinem Zimmer.«

»Dies Haus hat keinen Garten. Wir haben unseren Garten verloren, als rings um uns her gebaut wurde.«

»Ich glaube, ich könnte im Freien besser arbeiten.«

»Dies Haus hat nur den dunklen Patio, durch den sie hereinkamen. Meine Nichte zieht dort ein paar Schattenpflanzen. Aber das ist alles.«

»Schon gut, Señora.«

»Ich möchte gerne den ganzen Tag über ruhen. Besuchen Sie mich heute abend.«

Du verbringst den ganzen Morgen über den Papieren, indem du die Passagen, die du zu übernehmen gedenkst,

ins reine schreibst, andere, die du schwach findest, neu formulierst, eine Zigarette nach der anderen rauchst und überlegst, daß du die Arbeit hinziehen mußt, damit diese Sinekure so lange wie möglich dauert. Wenn es dir gelänge, mindestens zwölftausend Pesos zu sparen, könntest du fast ein Jahr auf nichts anderes als deine eigene Arbeit verwenden, die du hinausgeschoben, ja schon nahezu vergessen hast. Deine große umfassende Arbeit über die spanischen Entdeckungen und Eroberungen in Amerika, ein Werk, das all die verstreuten Chroniken zusammenfaßt, sie verständlich macht und die Beziehungen zwischen allen Unternehmen in Spaniens goldenem Zeitalter, zwischen den großen Leitbildern und dem Hauptereignis der Renaissance darstellt. Schließlich schiebst du die langweiligen Seiten des Generals beiseite und beginnst, Notizen und Stichworte für deine eigene Arbeit niederzuschreiben. Die Zeit verfliegt, und erst als du wieder die Glocke vernimmst, schaust du auf die Uhr, ziehst deine Jacke an und gehst ins Eßzimmer hinunter. Aura wird schon auf ihrem Platz sitzen, während sich diesmal an der Stirnseite des Tisches auch Señora Llorente – eingehüllt in ihren Schal und das Nachthemd - mit der Haube auf dem Kopf über den Teller beugen wird. Aber auch das vierte Gedeck ist aufgelegt. Beiläufig bemerkst du es; es stört dich nicht mehr. Wenn der Preis für deine zukünftige schöpferische Freiheit darin besteht, alle Manien dieser alten Frau hinzunehmen, dann kannst du ihn mühelos zahlen. Du beobachtest, wie sie ihre Suppe schlürft, und versuchst ihr Alter zu schätzen. Es gibt einen Zeitpunkt, nach dem es nicht mehr möglich ist, das

Fortschreiten der Jahre zu erkennen, und Señora Consuelo hat diese Grenze schon lange überschritten. In dem Teil der Memoiren, den du bis jetzt gelesen hast, hat sie der General nicht erwähnt. Aber wenn der General zur Zeit der französischen Invasion zweiundvierzig war und 1901, vierzig Jahre später, starb, muß er bei seinem Tode zweiundachtzig gewesen sein. Er muß die Señora nach der Niederlage von Queretaro und seinem Exil geheiratet haben, aber damals müßte sie noch ein sehr junges Mädchen gewesen sein ...

Die Daten werden sich verwirren, denn jetzt redet die Señora mit ihrem dünnen, schrillen Flüstern, mit vogelartigem Krächzen, sie redet mit Aura, und du hörst, während du dich dem Essen widmest, die lange Aufzählung von Klagen, Schmerzen, befürchteten Krankheiten.

Klagen über die Arzneikosten, über die Feuchtigkeit des Hauses und so fort. Du möchtest gern diese häusliche Unterhaltung unterbrechen und nach dem Diener fragen, der gestern deine Sachen geholt hat, den du jedoch noch immer nicht gesehen hast, der nie bei Tisch aufwartet; gerade willst du dich nach ihm erkundigen, als du plötzlich staunend bemerkst, daß Aura bis zu diesem Augenblick kein Wort gesagt hat, daß sie mit einer mechanischen Ergebenheit ißt, als warte sie auf einen Anstoß von außen, um zu Messer und Gabel zu greifen, ein Stück Niere – ja, es gibt wieder Nieren, anscheinend das Lieblingsessen in diesem Haus – abzuschneiden und zum Munde zu führen. Du blickst rasch von der Tante zur Nichte und von der Nichte zur Tante, aber in diesem Augenblick erstarrt Señora Consuelo, und gleich-

zeitig legt Aura ihr Messer auf den Teller und erstarrt ebenfalls, und du erinnerst dich, daß die Señora nur den Bruchteil einer Sekunde zuvor das gleiche tat.

Mehrere Minuten des Schweigens folgen, während denen du zu Ende ißt und sie dich reglos wie Statuen beobachten. Schließlich sagt die Señora:

»Es hat mich ermüdet. Ich sollte nicht bei Tisch essen. Komm, Aura, begleite mich auf mein Zimmer.«

Die Señora wird versuchen, deine Aufmerksamkeit zu bannen, sie wird dir in die Augen sehen, damit auch du sie ansehen mußt, obwohl ihre Worte an Aura gerichtet sind. Es kostet dich Mühe, von diesem Blick freizukommen – er ist wieder weit, klar und gelblich, frei von den Falten und Runzeln, die ihn gewöhnlich verhängen – und Aura zu betrachten, die ihrerseits angestrengt ins Leere starrt und schweigend die Lippen bewegt. Sie steht mit Bewegungen auf, die dich an Träume erinnern, faßt die Arme der gebückten alten Frau und führt sie langsam aus dem Eßzimmer.

Du bleibst allein und gießt dir den Kaffee ein, der schon seit Beginn des Essens dastand, den kalten Kaffee, den du in kleinen Schlucken trinkst, während du die Stirn runzelst und dich fragst, ob die Señora nicht eine geheime Macht über das Mädchen besitzt, ob deine schöne Aura in ihrem grünen Kleid nicht gegen ihren Willen in diesem düsteren alten Haus eingesperrt ist. Aber wie einfach wäre es für sie zu fliehen, während die Señora in ihrem schattigen Zimmer schläft. Und du versäumst auch nicht, den anderen Weg zu erwägen, der sich vor deiner Phantasie auftut: vielleicht hofft Aura, du werdest

sie aus den Fesseln befreien, in welche sie die launische, verrückte Alte – aus welchen Gründen auch immer - gebunden hat. Dir fällt ein, wie Aura vor wenigen Minuten leblos und von Entsetzen gelähmt kein Wort vor der Tyrannin über die Lippen brachte, sondern diese nur lautlos bewegte, als erflehe sie von dir stumm ihre Freiheit, in einem Maße versklavt, daß sie jede Regung der Señora nachahmte, als wäre ihr nur das erlaubt, was die Alte tut. Das Bild so völliger Unterjochung empört dich. Diesmal gehst du zu der anderen Tür, die sich am Fuß der Treppe neben dem Zimmer der alten Frau auf die Diele öffnet: dort muß Aura wohnen, da es sonst kein anderes Zimmer im Hause gibt. Du stößt die Tür auf und trittst ein; dieses Zimmer ist ebenfalls dunkel, mit weißgetünchten Wänden, einzig von dem schwarzen Kruzifix geschmückt. Zur Linken entdeckst du eine Tür, die zum Schlafzimmer der Witwe führen muß. Auf Zehenspitzen näherst du dich ihr, legst eine Hand gegen das Holz und ... verzichst auf dein Vorhaben. Du mußt Aura allein sprechen.

Und wenn Aura deine Hilfe wünscht, wird sie auf dein Zimmer kommen. Du gehst hinauf, vergißt die vergilbten Manuskriptseiten und deine eigenen Notizen und denkst allein an die unfäßliche Schönheit deiner Aura - je mehr du an sie denkst, desto mehr wirst du sie zur Deinen machen, nicht nur wegen ihrer Schönheit und weil du sie begehrt, sondern auch weil du sie befreien möchtest; du wirst ein moralisches Motiv für dein Begehren gefunden haben, wirst dich unschuldig und selbstzufrieden fühlen –, und als du den Ruf der Glocke wieder hörst, gehst du

nicht zum Abendessen hinunter, da du eine Szene wie jene von heute mittag nicht noch einmal ertragen würdest. Vielleicht wird Aura dies begreifen und nach dem Abendessen heraufkommen, um nach dir zu sehen.

Du zwingst dich, an den Papieren weiterzuarbeiten. Als du müde bist, ziehst du dich gemächlich aus, fällst ins Bett, schläfst sofort ein, und zum erstenmal seit vielen Jahren träumst du, träumst nur von einem, träumst von der fleischlosen Hand, die mit einer Glocke auf dich zukommt und schreit, du solltest weggehen, alle sollten weggehen; und als das Gesicht mit seinen leeren Augenhöhlen das deine berührt, erwachst du schweißgebadet mit einem erstickten Schrei und fühlst Hände dein Gesicht und Haar liebkosen, Lippen, die mit leiser Stimme flüstern, dich trösten und dich um Ruhe und Zärtlichkeit bitten. Du streckst die Hände nach dem fremden nackten Körper aus, an dessen Hals sich jetzt leicht ein Schlüssel bewegen wird, und als du den Schlüssel erkennst, erkennst du die Frau, die über dir liegt, dich küßt, deinen ganzen Körper mit Küssen bedeckt. Du kannst sie im Dunkel der sternenlosen Nacht nicht sehen, aber du riechst den Duft der Patio-Pflanzen in ihrem Haar, spürst ihre glatte, begehrlische Haut in deinen Armen, berührst auf ihren Brüsten die verästelte Blüte der zarten Adern, küßt sie wieder und drängst sie nicht um Worte.

Als du dich erschöpft aus ihrer Umarmung löst, hörst du ihr erstes Flüstern: »Du bist mein Mann.« Du bejahst. Der Tag breche an, und sie erwarte dich heute nacht auf ihrem Zimmer, wird sie sagen und davongehen. Wieder bejahst du, ehe du in Schlaf sinkst – erleichtert, leer, frei

von Begehren –, und deine Fingerspitzen fühlen noch immer Auras Körper, ihr Zittern, ihre Hingabe: das Mädchen Aura.

Es kostet dich Mühe aufzuwachen. Mehrmals klopft es an der Tür, bis du schlafrunken und ächzend das Bett verläßt. Auf der anderen Seite der Tür wird Aura sagen, du solltest nicht öffnen, Señora Consuelo wolle dich sprechen und erwarte dich in ihrem Zimmer.

Zehn Minuten später betrittst du das Sanktuarium der Witwe. Sie lehnt gegen die Spitzenkissen, und du nährst dich dem reglosen Gesicht, den Augen, die hinter schlaffen, runzligen, totenblassen Lidern verborgen sind, bemerkst die verquollenen Falten der Wangen, die völlige Schlawheit der Haut.

Ohne die Augen zu öffnen, wird sie dich fragen: »Haben Sie den Schlüssel mitgebracht?«

»Ja, ich glaube schon ... Ja, da ist er.«

»Sie können den zweiten Teil lesen. Er liegt an der gleichen Stelle – mit dem blauen Band.«

Du gehst diesmal voller Ekel zu der Truhe, um welche die Ratten wimmeln, mit ihren kleinen glitzernden Augen aus den Spalten der verrotteten Dielenbretter hervorspähen, zu den Löchern in der verwitterten Wand huschen. Du öffnest die Truhe und nimmst den zweiten Packen Papiere heraus, dann kehrst du an das Fußende des Bettes zurück; Señora Consuelo streichelt ihr weißes Kaninchen.

Aus ihrer zugeknöpften Kehle wird ein krächzendes Lachen aufsteigen.

»Haben Sie Tiere gern?«

»Nein, nicht besonders. Vielleicht weil ich nie welche hatte.«

»Sie sind gute Freunde, gute Gefährten. Vor allem wenn man alt und einsam wird.«

»Ja, so wird es sein.«

»Sie sind natürliche Geschöpfe, Señor Montero. Geschöpfe ohne Versuchungen.«

»Wie heißt es doch?«

»Das Kaninchen? Saga. Sie ist klug. Sie folgt ihren Instinkten. Sie ist natürlich und frei.«

»Ich dachte, es wäre ein männliches Kaninchen.«

»Ah, dann kennen Sie den Unterschied noch nicht.«

»Nun, das Wichtigste ist, daß Sie sich nicht so allein fühlen.«

»Wir sollen allein bleiben, denn es heißt, Einsamkeit sei notwendig, um zur Heiligkeit zu gelangen. Man hat vergessen, daß die Versuchung in der Einsamkeit noch größer ist.«

»Ich verstehe Sie nicht, Señora.«

»Um so besser, um so besser. Sie können jetzt an Ihrer Arbeit weitermachen.«

Du kehrst ihr den Rücken, gehst zur Tür und verläßt das Zimmer. In der Diele knirschst du mit den Zähnen. Warum hast du nicht den Mut, ihr zu sagen, daß du das Mädchen liebst? Warum gehst du nicht hinein und sagst ihr ein für allemal, daß du Aura mitzunehmen gedenkst, sobald deine Arbeit beendet ist? Du nährst dich wieder der Tür, beginnst sie noch immer zögernd aufzudrücken, und durch den Spalt siehst du Señora Consuelo aufrecht und verwandelt im Zimmer stehen, einen Uniformrock

in den Armen, einen blauen Rock mit Goldknöpfen, roten Epauletten und strahlenden Medaillen mit dem gekrönten Adler – einen Rock, den die alte Frau wild beißt, zärtlich küßt, über ihre Schultern hängt, um sich damit in ein paar taumelnden Tanzschritten zu drehen. Du schließt die Tür.

Ja: »Sie war fünfzehn, als ich ihr begegnete«, liest du im zweiten Teil der Memoiren. *Elle avait quinze ans lorsque je l'ai connue et, si j'ose le dire, ce sont ses yeux verts qui on fait ma perdition.* Consuelos grüne Augen. Consuelo, die 1867 fünfzehn Jahre zählte, als General Llorente sie heiratete und mit ins Exil nach Paris nahm. *Ma jeune poupée*, schrieb der General in einem Augenblick der Inspiration, *ma jeune poupée aux yeux verts; je t'ai comblée d'amour.* Er beschrieb das Haus, in dem sie lebten, die Ausfahrten, die Bälle, die Kutschen, die Welt des Zweiten Kaiserreichs, ohne rechte Anschaulichkeit freilich. *J'ai même supporté ta haine des chats, moi qu'aimais tellement les jolies bêtes ...* Eines Tages überraschte er sie mit hochgehobener Krinoline und gespreizten Beinen, wie sie eine Katze quälte, und er wußte nicht, wie ihre Aufmerksamkeit erregen, denn ihm schien, *tu faisais ça d'une façon si innocente, par pur enfantillage.* Tatsächlich erregte ihn der Vorfall so sehr, daß – wenn man ihm glauben darf – er sie in dieser Nacht mit maßloser Leidenschaft liebte, *parce que tu m'avais dit que torturer les chats était ta manière à toi de rendre notre amour favorable, par un sacrifice symbolique ...* Señora Consuelo muß heute hundertundneun Jahre alt sein. Du schließt den Manuskriptband. Beim Tode ihres Mannes neun-

undvierzig. *Tu sais si bien t'habiller, ma douce Consuelo, toujours drappée dans des velours verts, verts comme tes yeux. Je pense que tu seras toujours belle, même dans cent ans ... Immer grün gekleidet. Immer schön, selbst noch in hundert Jahren. Tu es si fière de ta beauté; que ne ferais-tu pas pour rester toujours jeune?*

IV

Da du wieder den Manuskriptband schließt, weißt du, daß Aura in diesem Haus lebt, um die Illusion von Jugend und Schönheit in dieser armen, wahnsinnigen Alten zu verewigen. Aura, die wie ein Spiegel hier gehalten wird, wie eine zusätzliche Ikone an dieser Votivwand, die übersät ist mit Reliquien, konservierten Herzen, Heiligen und Teufeln der Phantasie.

Du legst das Manuskript beiseite und gehst hinunter, indem du den einzigen Platz errätst, wo Aura morgens sein kann, den Platz, den ihr diese geizige Alte zugewiesen haben wird.

Ja, in der Küche findest du sie, in dem Augenblick, als sie gerade einen Bock schlachtet. Der Dampf, der von der offenen Kehle aufsteigt, der Geruch des vergossenen Blutes, die glasigen, aufgerissenen Augen des Tieres erregen dir Übelkeit. Hinter diesem Bild verliert sich eine schlecht gekleidete Aura mit wirrem Haar, die dich ohne ein Zeichen des Erkennens ansieht und mit dem Schlachten fortfährt.

Du wendest dich ab. Diesmal wirst du wirklich mit der alten Frau sprechen, wirst ihr ihre Habgier und schreckliche Tyrannei ins Gesicht schleudern. Mit einem Stoß öffnest du die Tür. Sie steht hinter dem Lichtschleier und vollzieht ein Ritual mit der Luft, du siehst, wie sich ihre Hände bewegen, eine ausgestreckt und zusammengepreßt, als halte sie etwas mühsam in die Höhe, und die andere um etwas Unsichtbares geklammert, mit dem sie wieder und wieder an der gleichen Stelle ins Leere stößt. Dann

wird sie sich die Hände an der Brust wischen, seufzen und von neuem die Luft zerschneiden, als ob – ja, du wirst es deutlich sehen – als ob sie ein Tier häute ...

Du rennst durch die Diele, den Salon, das Eßzimmer in die Küche, wo Aura langsam und in ihre Arbeit versunken das Zicklein häutet, ohne deine Ankunft oder deine Worte zu hören, und dich ansieht, als wärst du aus Luft. Langsam steigst du zu deinem Zimmer hinauf, trittst ein und stemmst dich gegen die Tür, als fürchtestest du, jemand könne dir folgen. Keuchend, schwitzend, überwältigt von deinem lähmenden Argwohn, deiner Gewißheit. Wenn jetzt etwas oder jemand herein wollte, wärst du zu keinem Widerstand fähig, würdest du dich von der Tür entfernen und es geschehen lassen. Fieberhaft ziehst du den Armsessel zu der Tür ohne Schloß, schiebst das Bett dagegen und läßt dich darauf fallen – erschöpft, willenlos, mit geschlossenen Augen, die Arme um dein Kissen geschlungen, dein Kissen, das dir nicht gehört; nichts gehört dir ...

Du sinkst in eine Betäubung, in die Tiefen eines Traumes, der dein einziger Ausweg, deine einzige Abwehr des Wannsinnns ist. »Sie ist verrückt, sie ist verrückt«, wiederholst du dir, um dich einzuschläfern, und wieder erblickst du die Alte, wie sie den Bock aus Luft mit einem Messer aus Luft häutet.

»Sie ist verrückt, sie ist verrückt ...«,

in den Tiefen des dunklen Abgrundes, in deinem lautlosen Traum, mit aufgerissenen schweigenden Mündern wirst du sie aus den schwarzen Tiefen des Abgrundes auf dich zukommen, auf dich zukriechen sehen.

Lautlos

wird sie ihre fleischlose Hand bewegen, wird auf dich zukommen, bis ihr Gesicht das deine berührt und du das blutige Zahnfleisch der Alten, dies Zahnfleisch ohne Zähne, siehst; du schreist, und sie entfernt sich darauf, indem sie die Hand bewegt, die gelben Zähne aus der blutbefleckten Schürze zieht und in den Abgrund streut: dein Schrei ist das Echo von Auras Schrei, die im Traum vor dir steht und schreit, weil Hände ihren grünen Taftrock zerrissen haben, und

ihr geschorener Kopf

- die zerrissenen Falten des Rockes hält sie in den Händen
- wendet sich dir zu und lacht lautlos, mit den Zähnen der Alten über den eigenen, während ihre Beine, Auras nackte Beine, zerbrechen und in den Abgrund stürzen ...

Du hörst das Klopfen an der Tür und danach die Glocke, die Glocke, die zum Abendessen ruft. Dein Kopf schmerzt so sehr, daß du die Ziffern und die Zeiger der Uhr nicht erkennen kannst, aber du weißt, es ist spät

- hinter dem Oberlicht über deinem Kopf ziehen die Nachtwolken vorbei. Mühsam, benommen und hungrig stehst du auf. Du hältst den Glaskrug unter den Hahn der Badewanne, wartest, bis das Wasser fließt und den Krug füllt, den du zurückziehst und in die Schüssel leerst. Du wäschst dein Gesicht, bürstest die Zähne mit deiner abgenutzten Zahnbürste, die mit grünlicher Paste beschmiert ist, besprengst dein Haar – ohne zu bemerken, daß du alles in der falschen Reihenfolge tust –, kämmst dich sorgfältig vor dem ovalen Spiegel des Nußbaumschranks, bindest die Krawatte, ziehst die Jacke an und

gehst in das leere Eßzimmer hinunter, wo nur ein gedeckte aufliegt – deines.

Und neben deinem Teller liegt unter der Serviette ein Ding, das du mit den Fingern streichelst, eine unansehnliche kleine Puppe aus Lumpen, die mit Sägemehl gefüllt ist, das aus der schlecht genähten Schulter rinnt; das Gesicht ist mit Tusche gezeichnet, der Körper nackt, nur durch ein paar Pinselstriche markiert. Mit der rechten Hand ißt du das kalte Abendessen – Nieren, Tomaten, Wein –, in den Fingern der Linken hältst du die Puppe. Die Puppe in der einen, die Gabel in der anderen Hand, ißt du mechanisch, ohne anfänglich deine hypnotisierte Haltung zu bemerken, bis du dann einen Grund für deinen drückenden Schlaf, deinen Alptraum ahnst, bis dir auffällt, wie deine schlafwandlerischen Bewegungen denen von Aura und der alten Frau gleichen. Angeekelt betrachtest du die abscheuliche Puppe, wie deine Finger sie streicheln, und allmählich fürchtest du eine verborgene Krankheit, eine Ansteckung. Du läßt sie auf den Boden fallen und wischst dir die Lippen mit der Serviette. Als du auf die Uhr siehst, erinnerst du dich, daß Aura dich in ihrem Zimmer erwartet.

Vorsichtig gehst du zu Señora Consuelos Tür, aber kein Laut kommt von drinnen. Wieder schaust du auf deine Uhr, es ist noch nicht neun. Du beschließt, dich zu dem dunklen, überdeckten Patio hinabzutasten, den du nicht wieder aufgesucht hast, seit du ihn am Tag deiner Ankunft, ohne etwas zu erkennen, durchquert hast.

Du berührst die feuchten, bemoosten Mauern, atmest die duftgeschwängerte Luft und versuchst die verschiedenen

Gerüche zu unterscheiden, die schweren üppigen Aromen zu erkennen, die dich umgeben. Das Flackern deines Streichholzes beleuchtet den schmalen, dampfigen Patio, der mit Steinfliesen ausgelegt ist und in dem rundherum Pflanzen im lockeren, rötlichen Erdreich wachsen. Du erkennst die hohen, verzweigten Formen, die ihre Schatten im Licht des Streichholzes auf die Mauern werfen. Aber es brennt herab, versengt deine Finger, und du mußt ein neues anzünden, um all die Blumen, Früchte und Stengel zu erkennen, von denen du in alten Chroniken gelesen hast, die vergessenen Kräuter mit ihrem betäubenden Duft: die langen, breiten, gespaltenen Blätter des Bilsenkrauts mit seinen gewundenen Stengeln und Blüten, die außen gelb und innen rot sind; die spitzen herzförmigen Blätter des Bittersüß; den aschenen Flaum der Königskerze mit ihren Blütendolden; den verästelten Strauch des Pfaffenhütleins mit seinen weißlichen Blüten; das Belladonna. Im Schein deines Streichholzes erwachen sie zu Leben, sanft wiegen sie sich mit ihren Schatten, während du dich an die Verwendung dieses Herbariums erinnerst, das die Pupillen weitet, Schmerz lindert, die Wehen beschwichtigt, tröstet, den Willen schwächt und eine wollüstige Ruhe erzeugt. Als das dritte Streichholz erlischt, bleibst du mit den Düften allein. Langsam gehst du zur Diele hinauf, horchst wieder an Señora Consuelos Tür und schleichst dann auf Zehenspitzen zur Tür von Aura. Ohne anzuklopfen stößt du sie auf und betrittst das kahle Zimmer, wo ein Lichtkreis das Bett, das große mexikanische Kruzifix und die Frau beleuchtet, die auf dich zukommen wird, sobald die Tür geschlossen ist.

Aura ist grün gekleidet, sie trägt ein Taftkleid, das – als die Frau auf dich zugeht – ihre mondfarbenen Schenkel enthüllt. Die Frau, wirst du wiederholen, als sie näher kommt, die Frau, nicht das Mädchen von gestern – du berührst Auras Finger, ihre Taille –, das Mädchen von gestern konnte nicht älter als zwanzig gewesen sein; die Frau von heute – und du liebkost ihr loses schwarzes Haar, ihre blassen Wangen – scheint vierzig. Zwischen gestern und heute hat sich etwas um ihre grünen Augen verhärtet; das Rot ihrer Lippen ist über die einstigen Umrisse hinausgegangen, als wolle sie eine glückliche Grimasse, ein verwirrtes Lächeln festhalten, als wechsele in ihrem Lächeln wie bei jener Pflanze im Patio der Geschmack des Honigs mit dem der Bitterkeit. Es bleibt dir keine Zeit weiterzudenken.

»Setz dich aufs Bett, Felipe.«

»Ja.«

»Wir wollen spielen. Du brauchst nichts zu tun. Überlaß alles mir.«

Während du auf dem Bett sitzt, suchst du die Quelle dieses diffusen, opalen Lichtes, in dem sich die Dinge und die Gegenwart Auras kaum von der goldenen Atmosphäre unterscheiden, die sie einhüllt. Sie wird bemerken, wie du emporschaust und nach der Lichtquelle suchst. An ihrer Stimme erkennst du, daß sie vor dir kniet.

»Der Himmel ist weder hoch noch tief. Er ist zugleich über uns und unter uns.«

Sie wird dir Schuhe und Strümpfe ausziehen und deine bloßen Füße streicheln.

Du spürst das laue Wasser, das deine Fußsohlen badet

und umschmeichelt, und während Aura sie mit einem groben Tuch wäscht, wirft sie hin und wieder flüchtige Blicke nach dem Christus aus schwarzem Holz. Schließlich läßt sie von deinen Füßen ab, nimmt dich bei der Hand, steckt ein paar Veilchen in ihr offenes Haar und schließt dich in die Arme, summt eine Melodie, einen Walzer, den du mit ihr tanzt; vom Raunen ihrer Stimme erfaßt, drehst du dich zum langsamen ernsten Takt, den sie angibt, und der sehr verschieden ist von den leichten Bewegungen ihrer Hände, die dein Hemd aufknöpfen, deine Brust streicheln, deinen Nacken suchen und umschlingen. Auch du murmelst dies Lied ohne Worte, diese Melodie, die von selbst aus deiner Kehle aufsteigt. Sie drehen sich beide zusammen im Kreise, immer dichter beim Bett; du erstickst zuletzt das Lied mit deinen hungrigen Küssen auf Auras Mund, beendest den Tanz mit deinen ungeduldigen Küssen auf ihre Schultern und Brüste.

Du hältst das leere Kleid in Händen. Aura, die auf dem Bett kauert, preßt das Ding gegen ihre Schenkel, streichelt es, lockt dich mit der Hand herbei. Sie streichelt die dünne Oblate, zerbricht sie auf ihren Schenkeln, ohne der Brösel zu achten, die über ihre Hüften rieseln, und sie bietet dir die Hälfte des Gebäcks, das du zur gleichen Zeit wie sie zum Munde führst und mühsam schluckst. Dann fällst du auf Auras nackten Körper, auf ihre Arme, die von einer Seite des Bettes zur anderen ausgebreitet sind wie die Arme des schwarzen Kruzifixus an der Wand, mit dem Lendenschurz aus scharlachroter Seide, den gespreizten Knien, seiner verwundeten Seite, seiner Dor-

nenkrone auf der silberdurchwirkten schwarzen Perücke. Aura wird sich wie ein Altar auf tun.

Du flüsterst Auras Namen in Auras Ohr. Du fühlst die vollen Arme der Frau auf deinem Rücken, hörst ihre warme Stimme an deinem Ohr:

»Wirst du mich immer lieben?«

»Immer, Aura. Ich werde dich immer lieben.«

»Immer? Schwörst du es?«

»Ich schwöre es.«

»Auch wenn ich alt werde? Auch wenn ich meine Schönheit verliere? Auch wenn mein Haar weiß wird?«

»Immer, meine Geliebte, immer.«

»Selbst wenn ich sterbe, Felipe? Wirst du mich immer lieben, selbst wenn ich sterbe?«

»Immer, immer. Ich schwöre es. Nichts kann mich von dir trennen.«

»Komm, Felipe, komm...«

Beim Erwachen suchst du Auras Schulter, aber du berührst nur das noch warme Kissen und die weißen Laken, die dich einhüllen.

Du flüsterst wieder ihren Namen.

Du schlägst die Augen auf und siehst sie am Fußende des Bettes stehen, lächelnd, aber ohne dich anzusehen.

Langsam geht sie zur Ecke des Zimmers, setzt sich auf den Boden, legt ihre Arme auf die schwarzen Knie, die aus der Dunkelheit auftauchen, die du vergeblich zu durchdringen suchst, streichelt die runzlige Hand, die aus dem sich lichtenden Dunkel hervorkommt. Sie kauert zu Füßen der alten Señora Consuelo, die in einem Lehnstuhl sitzt, den du zuvor nicht wahrgenommen hast. Señora

Consuelo lächelt dir zu, nickt dir gemeinsam mit Aura zu, die ihren Kopf im gleichen Rhythmus wie die Alte bewegt; beide lächeln dir zu, danken dir. Willenlos liegst du da und denkst, daß die alte Frau die ganze Zeit über im Zimmer war;

du erinnerst dich ihrer Bewegungen, ihrer Stimme, ihres Tanzes,

sooft du dir auch sagst, daß sie nicht da war.

Die beiden werden sich im gleichen Augenblick erheben, Consuelo von ihrem Stuhl, Aura vom Boden. Sie werden dir den Rücken kehren, langsam zu der Türe gehen, die zum Schlafzimmer der Witwe führt, gemeinsam den Raum betreten, wo die Lichter vor den Heiligenbildern flackern, werden die Tür hinter sich schließen und dich in Auras Bett schlafen lassen.

Du schläfst erschöpft und unbefriedigend. Im Traum hast du schon diese unbestimmte Melancholie gefühlt, diesen Druck auf dem Zwerchfell, diese Traurigkeit, über die deine Phantasie keine Gewalt hat. Zwar verfügst du über Auras Zimmer, doch du schläfst allein, fern dem Körper, von dem du glauben wirst, du habest ihn besessen.

Als du aufwachst, suchst du eine andere Gegenwart im Zimmer und weißt, daß nicht Aura dich beunruhigt, sondern eher die doppelte Gegenwart von etwas, das während der vergangenen Nacht erzeugt wurde. Du preßt die Hände gegen die Schläfen, versuchst deine verstörten Sinne zu beruhigen; jene dumpfe Traurigkeit flüstert dir leise, in der unfäßlichen Erinnerung der Vorahnung ein, daß du deine andere Hälfte suchst, daß die unfruchtbare Empfängnis der vergangenen Nacht dein eigenes Doppel hervorgebracht hat.

Und du hörst auf zu denken, denn es gibt stärkere Dinge als die Phantasie: die Gewohnheit, die dich zwingt aufzustehen, ein Bad neben dem Zimmer zu suchen, und als du keines findest, die Lider zu reiben und auf die Diele hinauszutreten, zum zweiten Stock emporzusteigen, während du die dicke Bitternis deiner Zunge schmeckst, dein Zimmer zu betreten, indem du über die Bartstoppeln auf deinen Backen streichst, die Hähne der Badewanne aufzudrehen und in das warme Wasser zu gleiten, dich zu entspannen und nichts mehr zu denken.

Beim Abtrocknen wirst du an die Alte und das Mädchen

denken, wie sie dir eng umschlungen zulächelten, ehe sie eng umschlungen das Zimmer verließen. Du denkst daran, daß sie stets, wenn sie zusammen sind, das gleiche tun: sie umarmen sich, lächeln, essen, reden, kommen und gehen zur gleichen Zeit, als ob eine die andere nachahme, als ob vom Willen der einen die Existenz der anderen abhinge ... Du schneidest dich ein bißchen in die Backe, während du beim Rasieren an diese Dinge denkst; du versuchst, dich wieder in die Gewalt zu bekommen. Nachdem du mit deiner Toilette fertig bist, zählst du die Dinge in deiner Reiseapotheke, die Flaschen und Tuben, die der Diener, den du noch nie gesehen hast, aus deiner Pension geholt hat. Du murmelst die Namen dieser Dinge, faßt sie an, liest die Inhaltsangaben und Gebrauchsanweisungen, sagst dir die Markenbezeichnungen vor, klammerst dich an diese Dinge, um jenes andere zu vergessen, jenes namenlose, ohne Etikett, ohne rationalen Gehalt. Was erwartet Aura von dir? fragst du dich zuletzt und schließt die Reiseapotheke mit einem Ruck. Was will sie?

Es antwortet dir der dumpfe Rhythmus ihrer Glocke, die den Gang entlangkommt und dich zum Frühstück ruft. Mit nacktem Oberkörper gehst du zur Tür. Als du sie öffnest, steht dir Aura gegenüber; es wird Aura sein, denn du siehst den grünen Taft, den sie immer trägt, obwohl ein grünlicher Schleier ihr Gesicht verhüllt. Du faßt sie beim Handgelenk, jenem schmalen Handgelenk, das zittert ...

»Das Frühstück ist fertig ...«, wird sie mit der schwächsten Stimme sagen, die du je gehört hast.

»Aura, genug mit dem Schwindel.«

»Schwindel?«

»Sag mir, ob Señora Consuelo dich daran hindert, fortzugehen, dein eigenes Leben zu leben. Warum mußte sie dabei sein, als du und ich ...? Sag, daß du mit mir fortgehen wirst, sobald ...«

»Fortgehen? Wohin?«

»Hinaus in die Welt. Um zusammen zu leben. Du kannst dich nicht auf ewig an deine Tante gebunden fühlen ... Warum diese Ergebenheit? Liebst du sie so sehr?«

»Sie lieben ...«

»Ja. Warum mußt du dich derart opfern?«

»Sie lieben? Sie liebt mich. Sie opfert sich für mich.«

»Aber sie ist eine alte Frau, fast ein Leichnam. Du kannst nicht ...«

»Sie hat mehr Leben als ich. Ja, sie ist alt und abstoßend ... Felipe, ich möchte nicht wieder ... ich möchte nicht so sein wie sie ... eine andere ...«

»Sie versucht, dich lebend zu begraben. Du mußt wiedergeboren werden, Aura.«

»Man muß sterben, bevor man wiedergeboren wird ... Nein, das verstehst du nicht. Vergiß es, Felipe; hab Vertrauen zu mir.«

»Wenn du mir erklären würdest ...«

»Hab Vertrauen zu mir. Sie wird heute den ganzen Tag ausgehen ...«

»Sie?«

»Ja, die andere.«

»Sie geht aus? Aber wenn sie doch nie ...«

»Doch, manchmal geht sie aus. Sie nimmt all ihre Kraft

zusammen und geht aus. Heute wird sie ausgehen. Den ganzen Tag ... Du und ich könnten ...«

»Fortgehen?«

»Wenn du willst ...«

»Nein, vielleicht noch nicht. Ich stehe unter Vertrag. Aber sobald ich die Arbeit beendet habe ...«

»Ah, ja. Aber sie wird den ganzen Tag ausgehen. Wir könnten etwas tun ...«

»Was?«

»Ich werde dich heute abend im Schlafzimmer meiner Tante erwarten. Ich werde dich erwarten wie immer.«

Sie wird sich abwenden und ihre Glocke läuten, wie die Aussätzigen es tun, um ihre Ankunft anzuzeigen, um die Unvorsichtigen zu warnen: »Aus dem Weg, aus dem Weg.« Du ziehst Hemd und Jacke an und folgst den einzelnen Glockenlauten, die dir zum Eßzimmer voraus-eilen. Als du den Salon betrittst, hörst du sie nicht mehr; gebückt und auf einen knorrigen Stock gestützt, kommt dir die Witwe Llorente aus dem Eßzimmer entgegen; sie trägt ein weißes Kleid und einen zerknitterten, verfleckten Gazeschleier. Ohne dich anzusehen, geht sie klein und faltig vorbei, schneuzt sich in ein Taschentuch, schneuzt sich und spuckt unentwegt aus, wobei sie murmelt:

»Ich werde heute nicht zu Hause sein, Señor Montero. Ich habe Vertrauen in Ihre Arbeit. Machen Sie bitte weiter. Die Memoiren meines Mannes müssen veröffentlicht werden.«

Sie wird sich entfernen, wird auf den Stock gestützt mit den kleinen Füßen einer altertümlichen Puppe über die Teppiche gehen und dabei spucken und niesen, als wol-

le sie etwas aus ihren Atemwegen, aus ihren verklebten Lungen herausschleudern. Es kostet dich Überwindung, ihr nicht mit den Augen zu folgen, doch beherrscht du die Neugier, die du beim Anblick des vergilbten Brautkleides fühlst, das sie zuunterst aus der Truhe ihres Schlafzimmers hervorgeholt hat.

Kaum rührst du den kalten schwarzen Kaffee an, der dich im Eßzimmer erwartet. Eine Stunde verharrst du rauchend auf dem hohen, alten gotischen Stuhl und wartest auf die Geräusche, die dich nie erreichen, bis du sicher bist, daß die alte Frau das Haus verlassen hat und dich nicht ertappen wird. Denn seit einer Stunde umklammert deine Hand den Truhenschlüssel, und jetzt gehst du geräuschlos durch den Salon zur Diele, wo du fünfzehn weitere Minuten – deine Uhr wird die Zeit anzeigen – mit dem Ohr an Señora Consuelos Tür wartest, dieser Tür, die du dann behutsam aufstößt, bis du hinter dem Spinnennetz der Andachtskerzen das leere, zerwühlte Bett erkennst, auf dem das Kaninchen seine roten Rüben knabbert; das Bett, das immer mit Brosamen übersät ist, und das du jetzt zaghaft betastest, als glaubtest du, die winzige Alte sei vielleicht zwischen den Falten der Laken versteckt.

Du gehst zu der Ecke, wo die Truhe steht, dabei trittst du auf den Schwanz einer Ratte, die quietschend dem Druck deiner Schuhsohle entflieht und davonrennt, um die anderen zu warnen. Du nährst den Kupferschlüssel dem schweren, verrosteten Beschlag, der knarrt, als du den Schlüssel ins Schloß steckst und das Hängeschloß entfernst, dann hebst du den Deckel und hörst die ro-

stigen Scharniere ächzen. Du nimmst den dritten Teil der Memoiren heraus – mit rotem Band –, und darunter entdeckst du alte, steife Fotografien mit Eselsohren. Ohne sie anzusehen, nimmst du sie auch an dich, preßt den ganzen Schatz gegen die Brust, hastest geräuschlos hinaus, ohne die Truhe zu schließen, ohne an den Hunger der Ratten zu denken. Du überschreitest die Schwelle, schließt die Tür, lehnst dich in der Diele gegen die Wand, bis du wieder normal atmest, und steigst dann zu deinem Zimmer hinauf.

Dort oben wirst du die neuen Seiten lesen, die Fortsetzung, die Ereignisse eines sterbenden Jahrhunderts. In seiner blumigsten Sprache beschreibt General Llorente die Persönlichkeit von Eugenia de Montijo, zollt der Gestalt Napoleons III. seine Anerkennung, holt seinen kriegsgerischsten Wortschatz hervor, um den französischen Krieg mit Preußen zu verkünden, füllt ganze Seiten mit seinem Schmerz angesichts der Niederlage, ruft alle Ehrenmänner gegen das republikanische Ungeheuer auf, sieht einen Hoffnungsschimmer in General Boulanger, sehnt sich nach Mexiko und findet, daß sich in der Dreyfus-Affäre die Ehre – immer die Ehre – der Armee wieder behauptet hat.

Die vergilbten Seiten zerfallen bei deiner Berührung, du achtest nicht mehr darauf, dich interessiert nur noch, wo die Frau mit den grünen Augen wieder auftaucht. »Ich weiß, warum du manchmal weinst, Consuelo. Ich konnte dir keine Kinder schenken, dir, die du doch so vor Leben sprühst ...« Und später: »Consuelo, du sollst Gott nicht versuchen. Wir müssen uns fügen. Genügt dir meine Lie-

be nicht? Ich weiß, daß du mich liebst; ich fühle es. Ich verlange nicht, daß du dich damit abfindest, denn das hieße, dich beleidigen. Ich bitte dich nur, in der großen Liebe, die du nach deinen Worten für mich empfindest, etwas Ausreichendes zu sehen, etwas, was uns beide erfüllen kann, ohne die Notwendigkeit, sich in krankhafte Vorstellungen zu flüchten ...» Und auf einer anderen Seite: »Ich habe Consuelo gesagt, daß diese Arzneitränke völlig nutzlos sind. Sie besteht darauf, ihre eigenen Pflanzen im Garten zu ziehen. Sie sagt, sie mache sich nichts vor. Die Kräuter sollten nicht so sehr den Körper als die Seele stärken.« Später: »Ich fand sie im Delirium, wie sie das Kissen umarmte und rief: ›Ja, ja, ja, es ist mir gelungen, ich habe ihr Gestalt verliehen! Ich kann sie beschwören, mit meinem eigenen Leben kann ich ihr Leben einhauchen!‹ Ich mußte den Arzt holen. Er sagte mir, er könne sie nicht beruhigen, da sie unter der Wirkung von Narkotika und nicht von Stimulanzen stünde...» Und schließlich: »Heute morgen fand ich sie, als sie barfuß durch die Gänge lief. Ich wollte sie aufhalten. Ohne mich anzusehen, ging sie vorbei, doch ihre Worte waren an mich gerichtet. ›Halt mich nicht auf‹, sagte sie. ›Ich gehe meiner Jugend entgegen, und meine Jugend kommt mir entgegen. Sie kommt schon herein, sie ist im Garten, sie kommt zurück ...‹ Consuelo, arme Consuelo ... Consuelo, selbst der Teufel war einmal ein Engel ...«

Es wird nichts mehr folgen. Hier enden die Memoiren des Generals Llorente: »*Consuelo, le démon aussi était un ange, avant ...*«

Und nach der letzten Seite die Bilder. Das Bild eines äl-

teren Herrn in Militäruniform, mit folgenden Worten in einer Ecke der alten Fotografie: *Moulin, Photographie, 35, Boulevard Haussmann* und das Datum 1894. Dann die Fotografie von Aura. Aura mit ihren grünen Augen, das schwarze Haar in Locken gelegt, wie sie sich auf eine dorische Säule stützt, eine gemalte Landschaft im Hintergrund, die Landschaft der Lorelei im Rhein. Das Kleid ist bis zum Hals geschlossen, in einer Hand hält sie ein Taschentuch, unter dem Rock der Cul de Paris. Aura, darunter mit weißer Tinte das Datum 1876 und auf der Rückseite des Daguerreotyps mit krakeliger Handschrift: *Fait pour notre dixième anniversaire de mariage* und eine Unterschrift in der gleichen Hand: *Consuelo Llorente*. Auf der dritten Fotografie wirst du Aura auf einer Bank im Garten zusammen mit dem Alten sitzen sehen, der diesmal Zivil trägt. Die Fotografie ist ein wenig unscharf; Aura wird nicht so jung aussehen wie auf dem ersten Bild, aber sie ist es, er ist es, es ist ... du bist es.

Gebannt starrst du auf die Fotografie, dann hältst du sie gegen das Oberlicht, deckst General Llorentes weißen Bart mit der Hand zu und stellst ihn dir mit schwarzem Haar vor, und du findest stets dich selbst: verwischt, verloren, vergessen, aber du, du, du.

Dir wirbelt der Kopf, du bist überwältigt vom Rhythmus jenes fernen Walzers, der zum Anblick, zum Gefühl, zum Geruch der feuchten und duftenden Pflanzen noch hinzukommt. Entkräftet sinkst du aufs Bett, berührst deine Backen, deine Augen, deine Nase, als fürchtest du, eine unsichtbare Hand habe die Maske heruntergerissen, die du siebenundzwanzig Jahre lang getragen hast; jene Züge

aus Gummi und Pappmache, die ein Vierteljahrhundert lang dein wahres Antlitz verborgen haben, dein Gesicht von einst, das du vergessen hattest. Du vergräbst deinen Kopf im Kissen und suchst zu hindern, daß die Luft die Züge herunterreißt, die dir gehören, die du nicht verlieren möchtest. So verharrst du – das Gesicht im Kissen, die Augen darunter weit aufgerissen – und wartest auf das, was kommen muß, was du nicht wirst hindern können. Du wirst nicht mehr auf deine Uhr sehen können, diesen unbrauchbaren Gegenstand, der die falsche Zeit der menschlichen Eitelkeit mißt, diese kleinen Zeiger, welche träge die langen Stunden anzeigen: sie wurden erfunden, um über die wahre Zeit zu täuschen, die Zeit, die mit so tödlicher, so schimpflicher Schnelligkeit verfliegt, daß keine Uhr sie messen kann. Ein Leben, ein Jahrhundert, fünfzig Jahre; du wirst dir diese lügnerischen Maße nicht länger vorstellen, wirst diesen gestaltlosen Staub nicht länger in Händen halten können.

Als du dich von deinem Kissen löst, wirst du entdecken, daß dich tiefe Dunkelheit umgibt. Die Nacht wird hereingebrochen sein.

Die Nacht wird hereingebrochen sein. Hinter den hohen Scheiben werden die eiligen, schwarzen Wolken vorbeijagen, das trübe Licht überziehen, das sich müht, sie aufzulösen, um sein bleiches, lächelndes Rund zu zeigen. Einen Augenblick wird der Mond auftauchen, ehe ihn dunkler Dunst von neuem verhüllt.

Du wirst nicht mehr hoffen, nicht einmal auf deine Uhr wirst du sehen. Du wirst die Treppen hinuntereilen, die dich von dieser Zelle mit ihren alten Papieren und ver-

blichenen Daguerreotypen wegführen, wirst an der Tür von Señora Consuelos Zimmer stehenbleiben und deiner eigenen Stimme lauschen, die nach all diesen Stunden des Schweigens dumpf und verwandelt klingt: »Aura ...« Noch einmal: »Aura ...«

Du wirst das Zimmer betreten. Die Votivlichter werden erloschen sein. Dir wird einfallen, daß die Alte den ganzen Tag fort war und die Kerzen ohne die Achtsamkeit der frommen Frau niedergebrannt sein müssen. Im Dunkeln wirst du dich zum Bett tasten.

»Aura ...«

Und du wirst das schwache Rascheln von Taft auf den Decken und Atemzüge hören, die im gleichen Rhythmus gehen wie deine eigenen. Du wirst die Hand ausstrecken, um Auras grünes Kleid zu berühren, und wirst Auras Stimme vernehmen:

»Nein. Faß mich nicht an ... Leg dich neben mich ...«

Du wirst die Bettkante finden, die Beine hinaufschwingen und ausgestreckt reglos warten, nicht ohne einen Schauer.

»Sie kann jede Minute zurückkommen ...«

»Sie wird nicht mehr zurückkommen.«

»Nie?«

»Ich bin erschöpft. Sie hat sich erschöpft. Ich konnte sie nie länger als drei Tage bei mir halten.«

»Aura ...«

Du möchtest deine Hand Auras Brüsten nähern. Sie wird dir den Rücken kehren, du wirst es an der neuen Entfernung ihrer Stimme merken.

»Nein ... Faß mich nicht an ...«

»Aura ...ich liebe dich.«

»Ja, du liebst mich. Du wirst mich immer lieben, hast du gestern gesagt ...«

»Ich werde dich immer lieben. Ich kann nicht leben ohne deine Küsse, deinen Körper ...«

»Küsse mein Gesicht, nur mein Gesicht.«

Du wirst deine Lippen dem Kopf neben dir nähern, wirst wieder Auras langes Haar streicheln und die zerbrechliche Frau leidenschaftlich bei den Schultern packen, ohne ihrer scharfen Klage zu achten; du wirst das Taftkleid herunterreißen, sie umarmen, sie klein, verloren, nackt und ohne Kraft in deinen Armen fühlen; trotz ihres klagenden Widerstands, ihres schwachen Protests wirst du ihr Gesicht küssen, ohne zu denken, ohne zu unterscheiden, und du wirst ihre welken Brüste berühren, als ein Strahl Mondlicht sanft hereinfällt und dich überrascht, dich zwingt, das Gesicht abzuwenden, die Spalte in der Mauer zu suchen, durch die das Mondlicht eindringt, dies Loch, das die Ratten genagt haben, dies Auge, durch das ein Strahl silbernen Mondlichts hereinsickert. Er fällt auf Auras weißes Haar, auf das verwitterte Gesicht, das bleich, vertrocknet und runzlig ist wie eine gedörrte Pflaume. Du wirst deine Lippen von den fleischlosen Lippen entfernen, die du geküßt hast, von den zahnlosen Kiefern, die sich vor dir auf tun; im Mondlicht wirst du den nackten Körper der alten Frau, der Señora Consuelo sehen, den schlaffen, verbrauchten kleinen alten Körper, der leicht zittert, weil du ihn berührst, weil du ihn liebst, weil du doch zurückgekehrt bist ...

Du wirst dein Gesicht, deine offenen Augen in das sil-

berweiße Haar von Consuelo tauchen, und die Frau wird dich wieder umarmen, wenn der Mond erlischt, wenn die Wolken die Fackel verdecken, euch beide in Dunkel hüllen und sich für einige Zeit die Erinnerung, die fleischgewordene Erinnerung der Jugend, vom Boden erhebt.

»Sie wird zurückkommen, Felipe. Gemeinsam werden wir sie zurückbringen. Laß mich meine Kraft wiederfinden, und ich werde sie zurückbringen...«

★ ★ ★

Geburtstag

Für Shirley MacLaine
als Erinnerung an den Regen
auf dem Sheridan Square

Die Zeit hungert nach Verkörperung.

Octavio Paz: *Ladera Este*

Ein alter Mann sitzt in einem Sessel in der Mitte eines kahlen, düsteren Zimmers. Die Fenster hat man zugemauert. Um die nackten Füße des Greises streicht eine Katze. In einem Winkel des Halbdunkels eine ungekämmte, barfüßige, schwangere Frau, die kindisch mit ihren zerlumpten langen Röcken spielt und halblaut ein Lied vor sich hinträllert, das sie auf der Kirchweih irgendeines Dorfes gehört hat. Das Gesicht des Alten zieht sich vor übermenschlicher Anstrengung zusammen. Später zieht die Schlampe fünf abgegriffene Spielkarten aus ihrem Busen, fünf Karten mit geknickten, lappigen Ecken, und wirft sie, eine nach der anderen, auf den Steinfußboden. Sie wüßte nicht zu sagen, wie die Figuren heißen, doch bei jeder kommt ein Leuchten in ihren idiotischen Blick: beim Tiger, bei der Eule, der Ziege, beim Bär, beim Drachen. Die bleiche Stirn des Greises glänzt von der Konzentration des Denkens. Er bewegt sich nicht. Er ist mönchisch gekleidet und seine Hände umklammern krampfhaft die Armlehnen des Sessels

.....
.....
Es ist sieben Uhr morgens und ganz still, aber in regelmäßigen Abständen leuchtet ein rotes Rechteck auf, und wenn es aufleuchtet, kann man das Wort *Alarm* lesen. Eine Frauenhand nähert sich der Uhr, streicht über das Glas des Zifferblatts und schaltet das Wecklicht aus. Dann geht die Frau zu dem anderen Bett, neigt sich

über den Mann, der darin schläft, und tippt ihm auf die Schulter:

»...Tag...Tag...Tag...« Die Stimme klingt gedämpft, kommt von weit her, ist unfähig, vom Schlaf sich zu trennen.

»Eh?«

»...Tag...Tag...Tag...«

»Was?«

Sie zuckt die Achseln; legt einen Finger an die Lippen.

»Pssst! ...«

»Was?«

»Natürlich, du hast es vergessen.«

»Was?«

»Heute ist Georgies Geburtstag.«

Der Mann setzt sich auf die Bettkante und streichelt mit den nackten Füßen den Vikunja-Teppich. Sein Blick schweift durchs Zimmer, ohne es zu sehen. Die Frau nähert sich still und heimlich, sie hat ein Paket in den Händen, in hübsches Papier eingewickelt und mit einem breiten gelben Seidenband verschnürt; sie faßt den Mann am Arm, zieht ihn am Ärmel des Schlafanzugs und nötigt ihn aufzustehen.

»Mach schnell, George. Das Kind wird gleich aufwachen.«

Er fühlt seine eigenen Beine nicht. Gern hätte er zum Fenster hinausgeschaut und die allzu rasch verschwindende Sonne eines denkwürdigen englischen Sommers bewundert.

»Gleich, Emily, gleich...«

Er folgt ihr, verläßt das Schlafzimmer und geht über den

Gang bis zu einer anderen Tür.

»Komm heute abend bitte zeitig nach Haus. Sei so lieb. Die Geburtstagsfeier ist um sechs. Ich bitte dich darum.«

»Es tut mir leid. Vor Dunkelwerden kann ich nicht zurücksein.«

»Denk an deinen Sohn... Du würdest ihn enttäuschen.«

»Du weißt genau, daß ich das Büro vor sieben nicht verlassen kann.«

»Du und dein Büro ...«

»Was hast du gegen einen arbeitsamen Ehemann?«

»Arbeit? Daß ich nicht lache.«

»Ein Vergnügen, also. Immerhin weist dein Vater die Dividenden nicht zurück.«

»Undankbarer Kerl! Ich mußte Papa überreden, dir das Geld zu leihen, damit du das Büro überhaupt aufmachen konntest.«

»Schon gut, Emily.«

»George, es gibt keinen einzigen Grund für einen Vater, bei der Geburtstagsfeier seines einzigen Kindes nicht dabei zu sein ...«

»Weißt du was, Emily? Du bist dazu geboren, Feste zu geben.«

»Geradeso wie deine Mutter.«

»Wie bitte?«

»Daß deine Mutter mich zu jeder Scheißgeburtstagsfeier mitschleifte, ist doch ...«

»Besudle nicht das Andenken meiner Mutter.«

»Pssst! ... Reg dich ab und vergiß nicht die Fahrkarten für unsere Ferien in Jugoslawien zu besorgen.«

Vor einer anderen Tür bleiben sie stehen. Sie gibt das Paket dem Mann; die beiden treten in ein helles Zimmer, auf dessen Tapete Jahrmarkts- und Zirkusszenen miteinander abwechseln, und singen, sie innerlich bewegt und mit heller, tremolierender Stimme, er rauh und falsch:

»Happy birthday to you,

Happy birthday to you,

Happy birthday dear Georgie,

Happy birthday to you

.....

.....

.....

..... Es klopft an der Tür. Der Alte öffnet die Augen. Die Frau, verschüchtert, streicht sich das Haar aus dem Gesicht und schlüpfte murrend in ein Paarschmutzige Schlappen. Ein Messingteller wird unter der Tür hindurchgeschoben. Der Greis senkt die Lider, seufzt und erhebt sich. Matten Schritts geht er zur Tür, bückt sich, hebt den Teller mit dem talgig verschmierten Rand auf und betrachtet verächtlich das kalte Lammgericht. Er nimmt ein kleines Stück und ißt es. Dann stellt er den Teller auf den Boden. Die Katze geht darauf zu und frißt. Die Frau stiert erst auf den Teller, dann auf das Tier. Sie kommt auf allen Vieren herangekrochen, nähert ihren Mund dem Teller und verschlingt das Gericht gemeinsam mit dem Tier. Der Alte schließt die Augen wieder. Versonnen malt er sich aus, was hinter den Fenstern ist: die aus Stein gebauten alten Städte, die Gewölbe, die gelben Ebenen, das Meer. Wie lange hat er es nicht gesehen. Mit Daumen und Zeigefinger drückt er seine Augenlider.

Er murmelt vor sich hin: Wer da sagt, der menschliche Körper sei ein Werk des Teufels und für die Frucht im Mutterleib seien die Dämonen verantwortlich, der sei verflucht, verflucht sei der

..... Als ich aufwachte, wußte ich, daß kein Tag vergangen war. Das heißt, die Erinnerung an mein vorheriges Erwachen war noch zu frisch, allzu nah. Vielleicht auch sagte mir eine innere Uhr (der Sand, der noch meinen gläsernen Blick verschleierte), daß die Zeit zwischen dem Morgengrauen, an das ich mich erinnerte, und der Nacht, in der ich nun lebte, zu kurz war, viel zu kurz. Ich bleibe liegen, zitternd, mich selbst umklammernd, meine Beine bis zum Kinn angezogen. Aber ich kann überlegen: wahrscheinlich ist die Dunkelheit, die mich umgibt, nur künstlich, und ich, über sie nachdenkend, vergrößere sie noch.

Was ist hinter diesen dicken Vorhängen? Ich kann nicht feststellen, ob sie die Sonne oder den Mond verbergen. Ein leichter rheumatischer Schmerz in der linken Schulter sagt mir jedoch, daß ich in einem anderen Klima lebe. Nicht das Meer ist es, das mich immer so frei macht: ein reißender Strom, ein glasiger See, ein drohendes Gewitter. So sieht es vermutlich hier aus. Doch was weiß ich. öffne ich die Augen, höre ich nicht nur auf, die Zeit zu berechnen, ich sehe, was ich nie zuvor gesehen oder geträumt habe.

Vielmehr, ich werde gesehen: von einem Kind, das an meinem Bett sitzt. Ich erkenne nur, was in die Augen fällt: den Pagenkopf, den blauen Matrosenanzug, die wei-

ße Pfeife, die dem kleinen Jungen um den Hals hängt .55, die ungeheure Mühe, die er sich gibt, um in dem Augenblick, da ich ihn zum ersten Mal ansehe, ein Lächeln zuwege zu bringen

..... Wer wollte mir das Recht nehmen, mich zu wundern?

Alles: meine allzu frische Erinnerung, die wachsende Gewißheit, daß ich die Gegend, das Haus, das Schlafzimmer, selbst das Klima nicht kenne; die Gegenwart dieses als Matrose gekleideten Kindes; die Vermutung, daß ich nicht aus freiem Willen hierher gekommen bin, und andererseits die Ahnungslosigkeit, aufweiche Weise man mich hierher bringen konnte; all das trägt dazu bei, daß ich meiner eigenen Verwunderung völlig Herr werde. (Ein Geruch nach kalter Asche; ich verspüre keinen Hunger.) All das, außer etwas, das vielleicht nichts besagen will: der Blick des Kindes, so verwundert (scheint mir) wie der meine.

Die Muskeln seines pausbäckigen, glatten Gesichts zucken ein wenig, Ankündigung manchmal des Weinens, manchmal gezwungenen Lachens. Seine Hände spielen nervös mit der Pfeife. Es sitzt auf einem goldverzierten Lederpuff, ein Knie angewinkelt, eine Wade verdeckt vom Schenkel des anderen Beins, und die Sehnen der Füße, die in feinen weißen Popotillo-Strümpfen und in Lackschuhen mit Zierschnallen stecken, gespannt wie die einer Katze.

Es schaut mich an, als hätte es von anderen Beschäftigungen, die wichtiger und vergnüglicher waren, ablassen müssen (vom Spielen? vielleicht mit einer Katze?: dasteigt

mir dieser Uringeruch in die Nase und ich bemerkte die einander so ähnlichen Schrammen auf den Knien des Kindes und im Leder des Puffs), um sich mit meinem Schlaf zu befassen. Um da zu sein, wenn ich erwache . .

.....
..... Jetzt verneigt es sich auch noch sehr artig; es hat einen blonden Haarschopf, über den Brauen zum Pony geschnitten und neben den Ohren zu zwei kurzen Rabenflügeln (des weißen Raben, sage ich mir, ein fragwürdiger Vogel). Es ist nur natürlich, daß es mich willkommen heißt. Es muß hier zu Hause sein. Jedenfalls war es vor mir hier. Es wird der Besitzer sein. Nun natürlich.

Nicht jedoch, daß es sogleich mit seiner schönsten Besuchstagsstimme hinzufügt: Wie schön, daß du wieder da bist.

Wieder nehme ich mir das Recht, mich zu wundern . .

.....
..... Das Kind sagte zu mir, du mußt dich ausruhen. Der noch so frischen Erinnerung wegen drängte es mich, von hier wegzugehen. Nach Hause zu gehen. Ich sagte ihm, daß ich nach Hause gehen müsse. Mit unerschütterlicher Ruhe, die es nur bei großen Anlässen zeigt, insistierte es: ich mußte ausruhen. Wie bin ich hierher gekommen? Ein schwerer Unfall, ein schwerer Unfall, wiederholte der mich betrachtende Kleine. Er sah nervös zu den Vorhängen hin; vielleicht wußte der Arme auch nicht, ob uns draußen ein bleicher Diener oder ein prächtiger Satrap bewachte .

..... Ich bat das Kind um etwas zu essen. Es hat betrübt in die düsteren

Ecken dieses Schlafzimmersgeblickt

..... Oder herrscht draußen auch dieses künstliche Halbdunkel und tun wir, es und ich, so als lebten wir immer noch, weil wir vergessen haben, daß wir Überlebende waren? Im Bett liegend, ohne mich zu bewegen, denke ich, daß eigentlich nur eine Katastrophe unser beider Hiersein erklären könnte: das Kind wäre eine Minute früher erwacht als ich; dieser Augenblick konnte ihm länger erscheinen als irgendeine vorangegangene Ewigkeit: eine Minute darauf warten, daß der andere Mensch (der einzige) aufwacht ... Zuerst Herr meiner Verwunderung, und jetzt dieser für uns beide ungewöhnlichen Situation: das Kind und ich untergetaucht im großen letzten Dämmer der Welt

..... Es sieht mich an und ich gebe mich Vorstellungen hin ... Mein Reden und Denken wird stets bestimmt von einer frischen Erinnerung und vielleicht erinnere ich nur ein vor Jahrhunderten brutal unterbrochenes Leben: die jüngste Zeit ist ähnlich der fernsten, dazwischen die Moore des Vergessens. Immer schon habe ich gewußt, daß man sich im reiferen Alter alles Vergessenen (alles Verlorenen) deutlich erinnern kann: wenn man alt wird, kehrt die Kindheit wieder, in der Jugend wollen wir nichts von ihr wissen. Ich glaube, daß ich die Augen schloß, bereit, meine banalen Erklärungen zu akzeptieren, überzeugt, daß es keinen Sinn hätte, dem beharrlichen Drang nachzugeben, aufzustehen und zurückzukehren

..... nach Hause. Diese zwei Worte mur-

melte ich vor mich hin. Gestärkt, öffnete ich die Augen; ich fühlte mich ermuntert, aufzustehen, hinauszugehen, zurückzukehren

... ..
.. wohin? Ich weiß, vor kaum einem Augenblick konnte ich zwei Worte aussprechen.

Ich öffnete die Augen. Das Kind saß auf dem Schoß einer Frau. Ich habe sie nicht genau erkennen können. Da sind wir also nicht die einzigen Überlebenden

... ..
Die Frau liebte das sich an ihre Brust schmiegende Kind. Ich beabsichtige nicht, sie mir zu beschreiben; und dem Kind ist sie ja bekannt, sie war vor mir hier; sie wird innigst geliebt und ist daher gewissermaßen entschuldbar. Ich durfte das annehmen, weil das Kind, die Frau umhalsend, seine Blicke mit besonderer Intensität auf mich richtete. Und ich will sie aus einem anderen Grunde nicht beschreiben. Ich wußte, daß diese Schönheit nur nach und nach entdeckt werden könnte. Ich wußte, daß ich warten mußte, bis sie ihren Höhepunkt erreicht, und mich dann damit abzufinden hätte, daß ihr besonderes Geheimnis zurückkehrt. Geheimnisvoll und entschuldbar: einzig in ihrer Art und wiederholbar, außergewöhnlich und alltäglich. Das habe ich gleich gespürt. So schwer zu durchschauen, daß es mich erschöpfen würde. Man könnte der Schwierigkeit mit liebevoller Gleichgültigkeit aus dem Wege gehen. Vielleicht waren es ihre Kleider, die mich auf diesen Gedanken brachten. Es muß alte Fotografien geben, auf denen die Frauen einer an-

deren Zeit die Zeichen der Schwangerschaft, der Hausarbeit und der Trauer ebenso kombinieren.

Sie ist schwarz gekleidet bis zu den Knöcheln, trägt schwarze Schuhe und schwarze Strümpfe und ihr dunkles, weites Überkleid hat zwei riesige Seitentaschen. Sie dürften Schlüsselbunde enthalten. Viele. Zudem Haushaltsbücher und Bleistifte. Und eine Schere. Einkaufslisten dürften darin sein, Ladenquittungen, eine Stielbrille und Zentimetermaße. Doch nicht diese augenscheinlichen oder möglichen Details waren es, die der Frau dieses besondere Aussehen gaben, sondern das Trauerband um ihren Kopf, das ihre Schläfen einpreßte, ihre Stirn verbarg und am Hinterkopf zusammengebunden war: ein dünnes, breites schwarzes Seidenband – wie für einen letzten Kranz –, unter dem das gebändigte kupferfarbene Haar hervorquoll.

Ich will es nun doch sagen: in den schwarzen Augen war ein unermüdliches Träumen, auf den Lippen ein wilder krankhafter Trotz, die Haut hatte die Blässe eines östlichen Gesichts, die Hände den Glanz eines erlöschenden Gestirns.

Das Kind sah mich an, doch seine Augen waren nicht die der Verwunderung, des Weinens, des Lachens oder der Komplizenschaft. Sie waren ein Hinweis: dessen Beharrlichkeit verwirrte mich schließlich, ließ mich den anderen Blick suchen, den der Frau. Die Frau sah mich nicht an. Und sie sah mich nicht an, obgleich sie wußte, daß ich da war. Sie sah mich nicht an, weil sie nicht wußte, daß ich da war

.....

..... Ihre Familie wird selbstverständlich benachrichtigt, sagt (sagt zu mir) das Kind im Matrosenanzug, das die Frau mit dem schwarzen Stirnband umhalst; sie hört ihm geduldig zu, doch als das Kind den Satz wiederholt, gibt sie ihm einen zärtlichen Klaps auf den Schenkel: Du weißt doch, daß ich dieses Spiel nicht mag.

Das Kind rutscht von ihrem Schoß, schiebt den Ärmel seiner Jacke hoch und zeigt ihr (zeigt mir) eine frische Wunde am Unterarm. Die Frau seufzt, man hat ihr nicht gehorcht.

»Du bist wieder hinausgegangen!«

»Ja, Nuncia.«

»Du hast nicht auf mich gehört.«

»Nein, Nuncia.«

»Ich möchte eher annehmen, daß du nur mit dem Kater gespielt hast.«

»Ja und nein, Nuncia.«

»Warum siehst du dauernd zu dem Bett hin? Willst du schon schlafen gehen? Du weißt ganz genau, daß dies nicht dein Zimmer ist.«

»Noch nicht.«

»Komm wieder auf meinen Schoß. Was hast du vor?«

Das Kind hob die Arme, zuckte die Achseln und machte ein spitzbübisches Gesicht. Die Frau lachte lange. Dann kehrten sie mir den Rücken

..... Wie ihnen zu verstehen geben, daß ich Durst und Hunger habe? Eine unüberwindliche Schüchternheit hindert mich daran. Es hieße

etwas zugeben, was ich nicht darf. Das wäre katastrophal
..... Es ist schrecklich, das Haus, in dem man wohnt, weder von innen noch von außen zu kennen. Ich konnte mir die Struktur dieses Hauses nicht vorstellen. Ich stand vom Bett auf; ich ging auf irgendwelche Vorhänge zu, ein dämmeriger Bezirk in meiner Nähe verbarg ein Kind und eine Frau
..... Die Frau lachte viel, bewegte in eigenartiger Weise die Schulter und ließ das schwarze weite Überkleid den rechten Arm hinunterrutschen. Die runde, volle Brust mit dem Ansatz unter der Achsel sprang stolz und munter hervor und das Kind näherte der Brustwarze seine feuchten, frischen Lippen. Wir haben in einer Flut von Verbrechen, Samt und Äquatorialkräutern gebadet
.... Ich beginne nach der Form des Hauses zu forschen. Ich forsche, aber ich entdecke nicht. Daß ich nicht deutlich beobachten kann, liegt wahrscheinlich daran, daß mich ein Zweifel plagt: ich wüßte nicht zu sagen, ob ich angezogen oder nackt bin. Es genügt nicht, daß ich an mir hinuntersehe; der Blick löst das Problem nicht. Ich laufe durch die Gänge des Hauses (irgendwie muß ich diese Kanäle, die mich von nirgendwo nach nirgendwo führen, bezeichnen) mit dem Alp auf den Schultern, von dem ich mich nicht befreien kann (dies ist für mich ein nicht so schwer zu lösendes Rätsel), einen unfassbaren Alp wie ein leichtes Metallcape auf den Schultern. Wenn ichvermute, daß ich angezogen bin, fürchte ich, daß dieser Ort und diese Zeit, um erkundet und vielleicht erlöst

zu werden, eine Hingabe gleich der Nacktheit erfordern; Schamhaftigkeit wäre widersinnig, hieße leugnen, daß es tatsächlich ein Sehen ohne äußere Erscheinungen gibt. (Was es wirklich gibt: diese Zeit und dieser Raum, die mir, wie ich ahne, viel abverlangen, nicht weil sie absolut sind, sondern weil sie für mich kaum ihre unbedingte Seinsnotwendigkeit stammeln.) Vermute ich aber, daß ich nackt bin, fürchte ich ebenfalls: die pikierten oder lüsternen Blicke dieses Paares, das mit schwarzen Tüchern, Schleifen, Borten, Strümpfen und Trauerflor bekleidet ist

.....

.....

Ich sah mir das Schauspiel einige Sekunden ruhig mit an: sie lachte, unterdrückte das Lachen, hielt es in der Brust zurück, so daß es zu einem Glucksen wurde, ein Beben, das zu dem Zittern der kirren, ihrer eigenen Lust gehorchenden Brustwarze, an der die Lippen des Kindes saugten, noch hinzukam. Ich erinnere mich, daß es Mütter gibt. Ich erinne mich, daß es Ammen gibt. Eine ältere Schwester, die sich ein unschuldiges Spielchen mit ihrem Brüderchen erlaubt, das von den Gewohnheiten der Kindheit nicht lassen will? Gewohnheit oder Notwendigkeit? Das Kind hatte mich vergessen, es gehorchte einem Urtrieb, und sein Tun ließ keinen Gedanken daran aufkommen, daß es sich vielleicht lustig machte (über mich) oder lüstern war (nach ... Nuncia: ich will den Namen, den das Kind ihr gibt, akzeptieren, ein Name, der nichts sagt über Herkunft oder Beruf, aber sobald ich ihre Herkunft oder ihre Tätigkeit in Erfahrung bringe, werde ich wissen, wer meine Gastgeber sind).

Ich sah mir das ruhig mit an. Ich konnte den Anblick ertragen, nicht, weil der physische Akt mir nicht zuwider war, noch weil ich ihn mir gerade wünschte (wer ist Nuncia? ist sie wenigstens hübsch?; ich wußte es noch nicht; aber meine Gleichgültigkeit mußte mir sagen, daß ich gleichzeitig nur etwas ablehnen und beneiden konnte, das mir schon begegnet war), sondern weil das Kind, als es sich den Brüsten der Frau hingab, mich nicht länger ansah, und das erzeugte große Kälte, unerträgliche Einsamkeit: die Nacht war noch einmal so groß geworden. Der Schatten der Vorhänge hüllte die Frau und das Kind, die einander umarmten, in ein zweites Gewand: diese Düsternis war Nuncias Verbündete (das wurde mir schnell klar); sie kam ihr zu Hilfe, damit das Kind aufhöre, mich anzusehen, damit der Akt nicht eine Provokation, eine Exhibition, eine an mich gerichtete Herausforderung wäre: damit diese Küsse ihre Vollendung in sich selbst fänden, ohne Zeugen. Sie hatte gesagt: Du weißt doch, daß ich dieses Spiel nicht mag. Doch dieser Blick, war er nicht auch so etwas wie ein Omen? Hatte ich, von der Welt nicht beachtet, eine andere Möglichkeit der Inkarnation außer dem Blick des Kindes?

Ich stand auf und ging zu den Vorhängen. Ich wußte nicht, ob ich angezogen oder nackt war. Doch was lag daran. Sie sahen mich nicht an, ich sah sie nicht an, ich sah mich nicht an. Sollten die Vorhänge ein Geheimnis verbergen, würde ich es schon herausbekommen. Doch so zu denken war falsch, ich zögerte: die Vorhänge verbargen kein Geheimnis, sondern etwas Offenkundiges. Das Geheimnis, so es eins gibt, wäre diesseits der Vor-

hänge, auf unserer Seite. – Ich zog sie auf. Sie bedeckten eine riesige, unverputzte Backsteinwand

..... Ich wollte an eine Katastrophe denken. Das anzunehmen war leicht. Gar nicht leicht ist es dagegen, den tatsächlichen Eindruck wiederzugeben. Eine unbestimmte Zeit lang bin ich durch lange Gänge gelaufen, die immer zu einem toten Punkt führen, wie die Backsteinwand hinter den Vorhängen. Es gibt keine Fenster im Haus; jedoch kann man ohne weiteres in einen Garten ohne Himmel hinausgehen, der umgeben ist von *loggias* und in dessen Mitte ein Sechseck steht; glatte Mauern aus kohlschwarzem Stein, die zu einem anderen, unbekannten Himmel aufragen, der einem Gewölbe aus Zinn ähnelt.

Doch alles in dem Garten gedeiht und ist springlebendig: die Geranien ebenso wie die Springbrunnen, die einsame Weide wie die Ameisen. Aber wenn man nur ein wenig dort umhergeht, wirbeln die Füße eine leichte Staubschicht auf; darunter ist unfruchtbarer Boden aus Backstein und Mörtel. Ich habe ähnliche Städte gesehen; ich muß mich nicht an einem Ort wähnen, der eine Ausnahme darstellt. Der Diokletianspalast in Spalato ist die heutige dalmatinische Stadt Split: Die Korridore dort sind die Straßen; die Innenhöfe die öffentlichen Plätze; die kaiserlichen Basiliken die Kirchen der Gemeinde; die Küchen des Monarchen die Wirtshäuser des Ortes; die Salons und Gemächer die heutigen Wohnungen der Schuhmacher, Fischer, Popen und Ansichtskartenverkäufer; der Wehrgang der Mauern, die dem Ansturm der Barbaren, Vene-

zianer und Mohammedaner standhielten, der schlichte
 sonntägliche Spazierweg der Menschen von heute. Split
 ist eine lebendige Ruine; ein Palast, der ohne Unterbre-
 chung bewohnt wurde und zu dessen natürlichen Wun-
 den der verflossenen Zeit die Spuren sechzehn Jahrhun-
 derte langer täglicher Abnutzung hinzukamen. Der reine
 Ablauf der endlosen Zeit hat den Palast weniger gezeich-
 net als vorübergehende Streitigkeiten, die Rufe der Stra-
 ßenhändler, die Streiche der Kinder, die Worte der Lie-
 benden, der Dampf gebackener Fische. Und in Apulien
 befahl Friedrich II. der Beiden Sizilien, auf der einzi-
 gen Anhöhe dieser gelben Ebene, aus der die einfachen
 Steingewölbe der *trulli* kaum hervorzuragen wagten, den
 höchsten Palast der mediterranen Christenheit zu bauen,
 Capodimonte, ein riesiger Steinkubus, dessen kreisförmig
 angeordnete Gemächer unweigerlich auf einen ein-
 samen Patio hinausgehen, den acht fensterlose Mauern
 umgeben. Doch von dort, in der Mitte des kahlen Patios,
 sieht man die wechselnde Ewigkeit des Himmels sehr
 wohl
 Sein Gesicht badete in
 der unvergeßlichen Sonne eines Sommers

 Ich bemerkte
 andere Dinge. Die weniger ungewöhnlichen sind topo-
 graphischer Art und daher auf einen Blick zu erkennen.
 Zum Beispiel: die Korridore, geradlinig angelegt, haben
 Ecken und Kanten. Ich meine nicht die einfachen Ver-
 zierungen oder Vorsprünge längs des undifferenzierten
 Gangs; aber wenn man immer geradeaus geht, stößt man

auf etwas Vorkragendes, dünn wie ein Blatt, aber undurchdringlich wie ein Stützpfeiler. Zugleich unendlich schlanke, aber durchaus massige Hindernisse, die man in einem Augenblick unmerklichen Zwangs umgehen muß wie man um richtige Ecken biegt, um weiter geradeaus durch den Korridor gehen zu können.

Man könnte sagen, daß diese falschen und doch so realen Ecken sich noch nicht für ein eigenes Sein entschieden haben; sie wissen nicht, ob sie in das Nichts zurücksinken oder die Permanenz eines Monuments annehmen sollen. Wenn ich diese fragwürdigen Schranken passiere, möchte ich fast meinen, daß es hier Monumente gibt, die dabei sind, Gestalt anzunehmen, ihre eigene Größe oder Unsterblichkeit zu bestimmen. Es kommt auch vor, daß sich die Gänge ohne ersichtlichen Grund verengen, und zwar bis zu einem Grad, da man nur noch seitlich gehend durch sie hindurchkommt, die Handflächen an der hinteren Gangseite, während die Lippen die vordere streifen: so zu gehen sehe ich mich genötigt in dieser äußersten Verstocktheit, in dieser steinernen Beklommenheit, so wie ich ein sehr hohes Dachgesims entlanggehen würde, mit geschlossenen Augen, vom Schwindel ergriffen. Der Vergleich ist nicht aus der Luft gegriffen, denn es kann vorkommen, daß der enge Durchgang, kaum ist man aus ihm herausgekommen, sich tatsächlich in ein Dachgesims über einem Abgrund verwandelt: dann muß ich wirklich die Augen schließen, nicht ohne zuvor diesen mehr traditionellen denn körperlichen Schrecken des Steilhangs aus weißem Stein erlebt zu haben, der in einem hundertjährigen Zwist gegen das Haus

ankämpft, das sich auf seinen Gesteinslagern erhebt. In diesen Augenblicken, die mir den Atem benahmen, wurde mir klar, daß der Stein älter sein müsse als das Haus; er trägt es mit Groll. Und meine Angst wird größer, als ich bemerke, hier wie im Garten, daß über dem steinernen Abgrund, geradeso wie über dem Haus, ein künstlicher Himmel sich wölbt.

Dieser steile Abhang gehört nicht einer anderen Natur an; er gehört nur einer anderen Zeit an. Einer Zeit ohne Wohnungen. Der glühende Zorn des rohen Steins ist wie der Grimm einer um ihre Leibesfrucht betrogenen Mutter: und diese anhaltende Wut ist nur das Verlangen, wieder bewohnt zu werden

..... Das Rätsel des mit Mauern umgebenen Gartens. Ich wiederhole: er ist kein Gewächshaus noch eine Fata Morgana, sondern ein richtiger Garten, wie man ihn finden kann in irgendeiner Vorstadt von

..... von London Nichts fehlt in ihm; es fehlen vor allem nicht Sonne noch Luft. Doch deren Quelle ist nicht zu sehen; man kann keinen Bogen ziehen, der das Leuchten der Pflanzen mit einem nährenden Gestirn verbinde, noch das Spiel des Wassers mit einem launenhaften *sirocco*

Zitternd gehe ich das Dachgesims entlang, so wie die Vernunft und der Selbsterhaltungstrieb (mit jener fast identisch) mir das diktieren: die beiden Füße dicht nebeneinander, zuerst den rechten bewegend, dann den linken nachziehend, die Handflächen gegen die Mauer gepreßt,

mit erhobenem Kopf und geschlossenen Augen. Ich wiederhole den Vorgang unendliche Male, bis ich auf den ersehnten Ausgang stoße, im wahrsten Sinne des Wortes: meine Lippen berühren wieder die Wand vor mir, bedrückend nah, doch unwahrscheinlich beschützend. Ich wage es noch nicht, die Augen wieder zu öffnen: diese Nähe ist so atemberaubend wie jene schwindelerregende Ferne. Doch als meine Lippen frei sind, weiß ich, daß ich wieder in den Gängen dieses Hauses oder den Gassen dieser Stadt bin; ich weiß auch, daß alles, was draußen oder unter der Erde zu sein scheint, zugleich drinnen und im Freien ist. Ich ahne bereits, daß diese Gleichzeitigkeit, die ich bemerke, nicht grundlos ist; sie ist nur das sichtbarste Zeichen dafür, daß dieses Haus zur gleichen Zeit (im selben Raum) gebaut ist; nur daß seine frühere Gestalt in all ihren Einzelheiten gleichsam eine Vorbereitung für spätere Konstruktionen ist, vielleicht nicht zu Ende geführte (vielleicht auch unerwartete). Diese blinden Backsteinmauern, hinter prächtigen Vorhängen verborgen, könnten einen Gang für immer verschließen; sie konnten aber auch vorläufige Trennwände sein, ein neues Vorzimmer einschalten.

Vorzimmer, leerer Takt; alles ist gebaut wie für ein Vergessen oder ein Erwarten, alles ist provisorisch bewohnt. Warum gibt es ein großes Messingbett (das meine) mit Moskitonetz und staubigem Himmel in einem Raum, den man für die Küche halten könnte, wäre die Asche unter dem Rost der alten Kohlenbecken nicht viel zu kalt, viel zu alt? Warum gibt es eine Wanne mit goldenen Füßen und Hähnen mitten in der muffigen Bibliothek, deren

Titel hinter den Drahtgittern, wo die Spinnen ihre Netze bauen, nicht zu entziffern sind? Warum gibt es einen Schrank voller Kleidung aus einer anderen Zeit – *knickers* und Zylinderhüte, Gamaschen und Morgenröcke mit Federn, Reifröcke – neben der reglosen Weide im Garten ohne Himmel? Ich erwähne nur, was offenkundig ist: niemand wird mir glauben, daß ich manchmal gegen Wände stoße, wo man nur die unsichtbare Luft sieht; Treppen hinaufgehe, die zu blinden Fenstern führen, die mich spiegeln, wenn ich dieselben Treppen wieder hinuntergehe; in seichte Brunnen falle, die auf ihrem Grund die Unbeweglichkeit vergessener Sterne nachahmen.

Ich habe dieses Haus mit einer jugoslawischen Stadt und mit einem mediterranen Palast verglichen. Jetzt weiß ich, daß ich Unvergleichbares verglichen habe: jene Stadt gehört einer zählbaren, sukzessiven Zeit an; dieser Palast war das Ergebnis eines einzigen Aktes: dem der grandiosen Konzeption eines teutonischen Monarchen, der be rauscht war von der Nähe eines glühenden Meeres. Dieses Haus, in dem ich eine unbestimmte Zeit lang umhergehe, war es, ist es oder wird es sein?

Ich wandere umher, und manchmal sehe ich die schwarze Gestalt Nuncias auf mich zukommen, Nuncia, die tausend alltäglichen Beschäftigungen nachgeht: Nuncia, die Pflanzen begießt, Kräuter sammelt, ein Bad einläßt, in der Asche stochert, in Gedanken versinkt, in den alten Winkeln dieses absoluten Bauwerks herumstöbert und mich nie ansieht, mein Hin- und Herlaufen oder meine bloße Gegenwart einfach nicht zur Kenntnis nimmt.

Anders der Kater: in der Sekunde dieser Minute, an dem

Tag dieses Jahrhunderts (ich kann es nicht genau beschreiben; ich weiß nicht, woher ich diese unmöglichen Kategorien habe; die Zeit ist mir so weit geworden wie gewisse Ahnungen, so eng wie manche Erinnerungen), da ich durch die Flure dieses Hauses oder die Gassen dieser Stadt wandere, um sie wiederzuerkennen (wenn es eine Stadt ist, ist es nur ein riesiger Raum, ein allzu unterteilter Salon, wenn es ein Haus ist, ist es nur ein Stadtviertel, das alle Verbindungen mit dem Rest der denkbaren Stadt abgebrochen hat), war ich, dessen Empfindungsvermögen durch die Verwunderung gleichsam gefroren war, eingezwängt in dem Spalt zwischen eben-dieser Verwunderung und der Tatsache, daß ich all dies . lebe, berühre, rieche, denke, mag ich meinen Augen auch nicht trauen, war ich zutiefst gerührt, als die Katze, die auf einem der Gänge hinter Nuncia herschlich, stehenblieb, mich durch ihre grauen Schlitze ansah, der strengen, aktuellen Gesellschaft der Frau entsagte und diese Aktualität auf meine verleugnete Nähe übertrug. Die Katze – ein hungriger, langgestreckter, schmucker Angorakater – rieb sich an meinen Knöcheln, miaute, hob verspielt eine Pfote ... Ich wartete ängstlich darauf, daß er mich kratze: dann wüßte ich, ob ich angezogen oder nackt herumliefe, je nachdem ob die Krallen über Stoff ratschten oder Haut zerkratzten...

Ich konnte es nicht feststellen, Nuncia blieb ebenfalls stehen, beobachtete die Bewegungen des Katers, raffte die schweren Röcke, lief zu ihm hin und gab ihm einen Fußtritt, dann packte sie ihn am Rückenfell, hob ihn so unsaft hoch, daß der Kater sein dichtes, aber stumpfes, glanzloses Fell sträubte, und schüttelte ihn erbarmungs-

los: Warum bleibst du stehen? Was gibt es da zu sehen? Was machst du? Verdammter Nino, immer versuchst du, mich zu erschrecken, willst mir weismachen, daß hier noch jemand ist ...

Gewiß, sie bereute ihre Strenge; sie drückte das Tier zärtlich an die Brust, streichelte ihm den Rücken, neigte ihren Kopf mitleidig zu Ninos unruhig spielenden Ohren und hielt ihn so eine Weile gesenkt:

Es ist hier niemand außer dir und mir, Dummerchen, süßer Fratz, liebes Kerlchen

..... Ermüdet, bin ich ins Bett zurückgegangen; wiederum kann ich mich nicht der Augenblicke vor diesem sicheren Hinsinken meines Körpers auf das Bett entsinnen; wiederum ist, als ich erwache, das Kind bei mir. Diesmal zeigt es mir das Wundmal auf seinem Arm. Nino streicht um die Füße des Messingbetts. Ich weiß, daß in der Nähe die erloschenen Kohlenbeken sind. Allmählich erkenne ich dieses Haus wieder; was werde ich dafür vergessen, daß ich in dem heimisch werde, was vor kurzem noch das Unbekannte war; allmählich erkenne ich den Ort, an den ich gekommen bin oder an den man mich gebracht hat, wieder; kehrte ich zurück, würde ich den Ort, woher ich kam, wiedererkennen? Würde ich jene Umgebung wiedererkennen, diese? Das Kind tut es auf die natürlichste Weise: streckt mir den nackten Arm mit dem hochgestreiften Ärmel hin, während es mit der anderen Hand dem Kater den Kopf kraut. Es zeigt mir etwas, das für ihn ein eindeutiger Beweis ist, für mich aber ein Rätsel. Die Wunde am Arm.

Was mag es mit einem Beweis und einem Rätsel verbinden? Es lächelt, als wüßte es, daß ich verstehe; es begreift nicht, daß ich, um zu verstehen, mich erst erinnern muß ... Vielleicht, ja vielleicht irre ich mich auch, und die Gebärde des Kindes ist nur eine Aufforderung, mich zu erinnern. Aber warum kleidet es diese Aufforderung dann in ein Rätsel, spricht es wie ein Orakel: Wann hört eine Tür auf, eine Tür zu sein?

Es lacht laut auf, wahrscheinlich weil ich so ein erstauntes Gesicht mache.

Du kannst durch das ganze Haus gehen, fügt es hinzu, während es den Kater hochhebt; doch öffne nie eine Tür, nie!

Ich höre das, aber verstehe es nicht; seit einiger Zeit bin ich einzig damit beschäftigt, mich zu erinnern: an ein anderes Haus, an einen anderen Tagesbeginn. Aber meine Erinnerung ist allzu trübe, ich bade ewig in einer wallenden, zähen Flüssigkeit. Ich muß mich damit abfinden, daß dies meine Bleibe ist: ein Messingbett mit Himmel und Moskitonetzen in der Nähe der alten Feuerroste einer Aschenbrödelküche und der dichten Vorhänge vor einem vermauerten Balkon. Dies Zimmer ist mir vertraut, ist von nun an mein Zimmer; dorthin muß ich zurückkehren, wenn die einzig mögliche Beschäftigung mich ermüdet hat: endlos durch die Gänge zu laufen, die Dachgesimse entlang und durch die Gärten des Hauses. Das Kind hat mich ermahnt, bloß keine Tür zu öffnen: Wie könnte ich das, wo alles hier die Freiheit des Labyrinths ist, die Unmöglichkeit der Mauer, der Taumel der Tiefe oder die Illusion des Aufstiegs?

.....
Heute war ich versucht, eine Tür zu öffnen, nur daß es die Tür wiederum nicht gab. Trotzdem, sie war die schönste, die man in diesen Labyrinthen finden kann: denn der Stein hier ist von verschiedener Beschaffenheit; er ist der siedende, kompakte, verschwenderische, grimmige Okker der Steilufer eines Flußbetts; ist die eintönige, graue Glätte der Flure; ist der gebrannte Bernstein der Patios; ist das endlose Gipsgebröckel der Verzierungen, die ich mir im einzelnen noch nicht zu betrachten erlaube; ist das stumpfe Rot der Backsteine, mit denen die Ausgänge vermauert sind.

Diesmal ist die Tür ein leicht spitzbogenförmiger symmetrischer Rahmen aus behauenen Blendstein. Schon ob seiner goldgelben Porosität sieht er prächtig aus. Die Mauer in diesem Rahmen ist überaus dünn; sie dürften das wissen; ich verstehe nicht, warum sie sich hinter ihr unterhalten oder warum sie es zuließen, daß ich mich ihr näherte: meine Schritte müssen sie so deutlich hören wie ich den Hall ihrer Stimmen, die mich anlockten und mich bis zu diesem toten Punkt führten, wo die Wand mich am Weitergehen hinderte, doch von wo ihre Stimmen klar zu vernehmen waren.

»Bleibst du bei deinen Lügen?«

»Es ist wahr, Nuncia.«

»Hier wohnen nur der Kater, du und ich.«

»Ich sage dir, daß er zurückgekommen ist. Ich schwöre es.«

»Zeig mir nicht länger diesen Arm. Dich hat der Kater gekratzt.«

»Nicht doch, wenn er zurückkommt, öffnet sich meine Wunde, du weißt das.«

»Mach mir nichts weis. Ich habe dich im Garten gesehen, neben der Weide.«

»Ich schwöre dir, daß ich mir nichts antue.«

»Du schließt die Augen, beißt die Zähne zusammen und stößt dir den Dolch in den Arm. Hinterher glaubst du, es sei nichts geschehen. Einfältiges Kind.«

»Nuncia, ich schwöre dir, er wird sehr müde hereinkommen und sich ins Bett legen.«

»In welches Bett?«

»In das Messingbett da mit den Moskitovorhängen.«

»Dummes Kind. Niemand hat sich je in das Bett gelegt. Die Moskitonetze sind ganz verstaubt. Keiner hat sie berührt. Außerdem hat das Bett keine Matratze und keinen Sprungrahmen. Kein Mensch könnte sich da reinlegen, es sei denn, um zu sterben.«

»Ich schwöre, daß er vom Bett aufgestanden ist, die Vorhänge beiseite gezogen und vom Balkon hinuntergesehen hat.«

»Ah! Jetzt bist du in die Falle gegangen. Niemand kann von diesem Balkon sehen außer du und ich. Eines Tages.«

»Wirklich?«

»Wenn du größer bist. Jetzt geh schlafen. Es tut dir nicht gut, dich so zu erregen.«

»Mach du, Nuncia, bring mich zu Bett.«

»Du bist doch groß genug. Zieh dich allein aus und leg dich hin, ich komme dann noch und sage dir gute Nacht.«

»Wie du willst.«

Das Zimmer des Kindes? Auf meinen Wanderungen durch das Haus habe ich es nie finden können; manches Mal schon habe ich mich gefragt, wo eigentlich Nuncia und das Kind schlafen, weil ich hier kein anderes Bett gesehen habe außer dem, in dem ich selbst schlafe, und in dem schläft der Frau nach niemand. Dies ist eine günstige Gelegenheit; wenn mein Gehör mich nicht täuscht, werde ich ihre Schritte unterscheiden können, die des Kindes – kaum hörbar, leicht, ähnlich denen des es begleitenden Katers – von denen der Frau – zu erkennen an dem Klirren ihres Tascheninhalts –; die ersteren, die des Kindes, werde ich sogleich verfolgen, indem ich das Ohr an die Wand lege und mit der Hand schnell über die Oberfläche fahre, als genüge dieser angenehme Kontakt, um zu den Schritten, die ich verfolge, eine geheime Verbindung herzustellen; die Fingerknöchel bereit, die Wand abzuklopfen, als könnten mir die abwechselnde Hohlheit oder Kompaktheit irgendeinen Hinweis bezüglich der Richtung geben.

(Ich ersetze so die geringfügigen Ursachen durch die großen Wirkungen; ich weiß in diesem Augenblick, daß man die Motive, ist die Wirkung sicher und nachhaltig gewesen, vergessen, durch andere ersetzen oder endlos nuancieren kann: daß die Wirkung am Ende die Ursache rechtfertigt: fieberhaft:) ich streichle (schnell) die Mauern dieses Raums, ohne innezuhalten, sicher, daß die Schritte des Kindes, selbst wenn ich sie nicht höre, mich bis zum Ort der Begegnung führen; ich widerstehe der Versuchung, die wahrscheinlich vorhandenen hohlen Stellen

zu untersuchen, um angesichts bestimmt vorhandener massiver Stellen nicht den Mut zu verlieren; binzuletzt geschieden von der Ursache – die gedämpften Schritte – und verliebt in die Wirkung – die sinnliche Vibration, die die Wände meinen Fingerspitzen mitteilen. Die Hände halten inne, eiskalt, zitternd, trocken, brennend: ich berühre die Wand nicht mehr; wie zwei ertappte Räuber, wie zwei zum Tode Verurteilte im Augenblick ihrer für sie unfäßlichen Erschießung, für immer aufgeschoben durch das dumme Vertrauen des Körpers in sein eigenes Überleben und durch den herrlichen Dünkel der Seele, die dem durchlöcherten Körper eine Sekunde voraus zu sein meint, sich bewußt des Todes des Körpers und der Unsterblichkeit der Tugend, bevor der Körper die eine besitzt und die andere für immer verliert

. Zum ersten Mal sehe ich, ohne gesehen zu werden: das Kind, selbst wenn es gestillt wird, hört nicht auf mich zu fixieren, so als wollte es einen Schmetterling aufspießen; in der Insistenz dieses Blickes ist etwas von meiner Existenz; die Augen des Kindes wollen mir sagen, und Nuncia sagen, daß ich da bin; aber auch der Blick der Frau, die mich verleugnen will, sieht mich: sieht mich nur, um mir zu sagen, daß es nicht wahr ist, daß ich nicht da bin; ihre Insistenz ist meine Inexistenz. Doch jetzt können weder Nuncia noch das Kind mich erschaffen oder verleugnen: ich betrachte sie ungestraft.

Zuerst das Kind, das allein in sein Zimmer kam und sich einige Augenblicke um sich selbst drehte, bevor es sich seine Spielsachen vornahm. Dadurch, daß es sie eins

nach dem anderen in die Hand nimmt, kann ich sie erkennen und ordnen. Beides ist gewissermaßen ein einziger Vorgang. Einige Spielsachen entsprechen einem Alter, aus dem das Kind heraus ist; sie existieren noch, weil das Kind an ihnen hängt oder sie ihm gleichgültig sind, vielleicht auch aus beiden Gründen zugleich: Kinderklappern, Teddybären, Zelluloidbälle, eine alte Rechentafel mit verblichenen bunten Kugeln und einem durch die Zeit oder durch Feuer oder Wasser schrumpelig gewordenen Rahmen: ich kann die Abziehbilder darauf vom Vorhang aus nicht genau erkennen. Von fern sehe ich zerkrautschte Gummipuppen, lauter komische Figuren; ich wünschte, ich könnte sie mir von nahem betrachten; dann könnte ich vielleicht erkennen, was sie vorstellen. Die anderen Spielsachen sind dem Alter des Kindes gemäß, aber sie haben etwas Unzweckmäßiges, ich weiß nicht recht, wo ich sie unterbringen soll ... Ein Bob, ja, ein toller Schlitten, ein Globus, ein Gewehr, einige an Haken hängende Masken, ein Harlekin, ein Seeräuber, ein Apache ... eine Trommel, ein kleines Klavier und ... Käfige, ein, zwei, drei, bis sechs Käfige, alle leer, die an dünnen schwarzen Ketten von der Decke herabhängen: sie bewegen sich leise in dieser trunkenen Atmosphäre, aber ich weiß nicht, erzeugt die Luft sich hier selbst, so wie das Licht ... so wie der Klang, gar so wie die Vision? Nein: es ist da, das Kind, es beschäftigt sich liebevoll mit seinen Spielsachen, einige für kleinere Kinder, andere für einen Zehnjährigen wie ihn genau die richtigen ... aber alle alt. Das ist es, was diese Spielsachen gemeinsam haben: keins ist neu. Keins ist ihm zu seinem letzten Geburtstag ge-

schenkt worden. Diese geizige Frau muß die Spielsachen früherer Generationen aufgehoben haben und dem hier eingesperrten Kind weismachen, sie seien neu. Eine andere Erklärung gibt es nicht.

Da kommt sie, wie versprochen, um ihm gute Nacht zu sagen.

Es hat immer noch den Matrosenanzug an. Wie es sie hereinkommen sieht, führt es die weiße Pfeife an die Lippen und bläst darauf. Der unerträgliche Pfiff hallt in den Gewölben wider, daß die Käfige an den Ketten erzittern; er ist wie ein Messer, das an einer Metallschüssel entlangkratzt. Sie hält sich die Ohren zu, schreit etwas, das in dem scheußlichen Schrillen der Pfeife untergeht. Es ist der schauerliche Ton einer Dampfpfeife im Nebel, der durchdringende Schrei eines verletzten Vogels, ist Brunst und Bordell. (Nuncia oder das Kind? Oder die Summe ihrer Schreie?) Wie komme ich eigentlich darauf, daß dies das Zimmer des Kindes ist, in einem Haus, wo ich mich nicht häuslich einrichten kann, weil das Haus selbst nicht häuslich eingerichtet ist, nicht normal unterteilt ist ..., wo man in den Küchen schläft, in den Badezimmern liest, in den Bibliotheken badet, im leeren Raum kocht ... ? Wo die Weidenbäume auf staubigem Ziegelsteinboden wachsen?

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst zu Bett gehen.«

Das Kind antwortet nicht; trotzig schnippt es mit den Fingern die Kugeln des Rechenbretts.

»Laß das Spielen. Zieh dich aus.«

»Sieh dir nur mal die Unordnung hier an.«

»Gehorche.«

»Wie sagen die Großen?« – das Kind verzieht das Gesicht, spielt den Entrüsteten –. »Ein Schweinestall, ein Schweinestall!«

Sein Lachen ist so schrill wie der Ton der Pfeife: »Nicht einmal Schweine würden hier wohnen wollen, Nuncia. Schlimm, ganz, ganz schlimm. Du kommst deinen Pflichten nicht nach.«

Die Frau kehrt ihm den Rücken, es aber redet weiter:

»Wie wollen wir all das verantworten?«

»Niemand wird uns zur Verantwortung ziehen. Und hör auf zu reden wie ein Zwerg.«

»Und er?«

»Wer?«

»Der zurückgekommen ist, du Dumme.«

Nuncia zuckt die Achseln.

»Nicht mal das Bett hast du ihm gemacht. Du konntest wenigstens die Moskitovorhänge, die Matratze und den Betthimmel ausschütteln. Ist dir nicht klar, daß er eines Nachts ersticken kann? Wie?«

»Du hast alles, was du brauchst. Hör auf, dich zu beklagen.«

»Und die Käfige? Warum sind die leer? Ich habe dir befohlen, dafür zu sorgen, daß sie immer voll sind, immer voll...«

»Du willst, daß ich für dich koche, dich anziehe, dich bade, dich in den Schlaf wiege, dich ...«

»Das ist deine Pflicht, Nuncia. Was du tust, ist nicht genug. Auch wenn ich dich verfluche, dich schlage, dir weglaufe, nichts von dir wissen will. Es ist deine Pflicht, dich mit mir abzuplacken. Wenn nicht, wirst du in diesem Le-

ben oder im nächsten schwer dafür büßen. Es ist deine Pflicht, mich zu verwöhnen, mich zu verhätscheln, mich zu verzärteln, mich ...«

»Schon gut.«

»Nimm diesen Scheuerlappen. Sieh doch nur, wie der Fußboden aussieht ...«

»Was ist damit?«

»Dreckig ist er, von deinen Schuhen, meine Liebe. Wo bist du gewesen? Nein, nein, sag es mir nicht. Ich will es nicht wissen. Deshalb also sind die Käfige leer. Mach schon, wisch den Fußboden ... Nein, Nuncia, so nicht ... geh auf die Knie ... Ja, so, Nuncia, auf allen vieren, so magst du es doch, nicht? Und nun wisch, meine Liebe, aber feste, daß mir in meinem Zimmer ja kein Dreck von dir bleibt

..... Ich ging ins Bett zurück, nicht nur, weil es mir wirklich zuwider war, noch länger hinter dem Vorhang zu bleiben und zu spionieren, sondern auch, weil mir jäh bewußt wurde, daß ich Gefahr laufen würde, mich einzumischen. Das Kind in seinem Zimmer aufzusuchen, aber wäre ein nicht wieder gut zu machender Fehler. Den Weg zurück hätte ich nicht so leicht gefunden (den Weg dorthin, so glaube ich jetzt, hatten mir mein Gefühl und meine Neugier gewiesen), hätte sich nicht etwas Neues ereignet: fast ohne mir davon Rechenschaft zu geben, hörte ich Geräusche, die ich wiederzuerkennen meinte, Geräusche, die in dieser Abgeschlossenheit befremdend wirkten: Schritte, die auf die Materie, auf die getreten wurde, schließen ließen: Kies, Gras, regennasses Trot-

toir, Frühlingsmatsch, geschwärzter Schnee, naßkalter Winter; ein Rollen von Kabrioletts auf gepflasterten Straßen; ein warmes, dampfendes Schnauben von Pferden, die in Novembernächten aus dem Remisentor kommen; und dann der gleichmäßige Rhythmus der Hufe auf der großen Straße eines in Vergessenheit geratenen Viertels, das Hupen alter Automobile, das Geräusch des Ankurbelns und Anspringens von Motoren ...

All diese Geräusche führten mich unmerklich wieder ins Zimmer mit den alten Feuerrosten und dem Bett ohne Sprungrahmen. Die Geräusche aber blieben zurück. Ich wollte sie mir in Erinnerung rufen; sie hatten sich verflüchtigt. Ich wollte sie lokalisieren; sie waren verweht. Mein Denken war, durch die Augen, die nicht einmal blinzeln können, in Beschlag genommen von der abscheulichen Szene mit dem Kind und der auf dem Boden kriechenden Frau, der Junge ihr zeigend, wie sie es zu machen hat, und sie es nachahmend mit einfältiger und leidender Miene: ganz Blässe und Glanz und hülendes Dunkel ihrer Tücher.

Vielleicht schlief ich, schlief einen erquickenden Schlaf: fürwahr, der Schlaf ist das wohlige Bad unserer Mühen

.....
..... Schreie weckten mich, ein wütendes tierisches-
Gebrüll

Ich wurde nur mit Mühe wach; was meine Augen jetzt sahen, hatten sie schon gesehen; was ich undeutlich durch die staubigen Moskitovorhänge sah, hatte ich schon geträumt: dieses Bild des Schmerzes und der .

.....

Grausamkeit
..... Die Zeit davor war so langsam vergangen;
dieses Bild beschleunigt ihren Ablauf

..... Das Kind steht am Fußende des Bettes; sein Apachenkostüm (ich sah es in dem abgelegenen Zimmer an einem Haken hängen) ist zerfetzt; aus dem zerrissenen Stoff blicken Schultern, Schenkel und Hinterbacken; das Kind geißelt sich mit einer der Ketten der Käfige in seinem Zimmer; es trampelt auf Dornen herum, die von den Rosensträuchern im Garten ohne Himmel abgerissen wurden ... Völlig erschöpft, fällt es stöhnend hin; das ominöse Knurren und Fauchen hört nicht auf. Ich springe aus dem Bett, hebe das Kind auf, lege es zu mir ins Bett und ziehe hinter uns die Staubschleier zu.

In dieselben Schleier wickle ich seine blutenden Füße; ich möchte das Kind umarmen, doch die es schmerzenden dunkelvioletten Striemen auf der geißelten Haut verbieten es mir: jede dieser Wunden klopft; das Kind breitet die Arme aus, legt eine Hand auf meinen Nacken; es murmelt, mehr für sich selbst (jedoch mit einem Atem, dessen Wärme die Muschel meines Ohrs überflutet):

Non vere creatus, sed ab aeternitate increatus.

Dann rückt das Kind von mir ab, kniet auf dem Bett hin, betrachtet mich, streckt mir zitternd die offene Hand hin und bittet mich um ein Almosen; es sagt, daß es Hunger habe und daß ihn fiebere, seit Tagen habe es keinen Bissen zu sich genommen und die Lippen brennten ihm, Erbarmen! Erbarmen! ein Almosen für dieses arme Kind ... Ich weiß nicht, wie ich die Komödie des Kindes auf-

nehmen soll, ist sie durch die Wunden, die es sich selbst zugefügt hat, doch allzu traurig; aber dann umarmt es mich wieder und murmelt:

»Ich bin ein Gefangener in diesem Haus. Sie hält mich hier gefangen. Hilf mir.«

»Wer bist du«, frage ich es. »Wer ist sie? Wenn du willst, daß ich dir helfe, mußt du mir es sagen ...«

»Findest du sie hübsch?«

»Nein ... ich weiß nicht; ich wüßte nicht zu sagen, ob sie schön ist oder nicht...«

»Sie ist sehr schön«, erklärt das Kind verdrossen. »Eines Tages wirst du das sehen. Aber ihre Schönheit verbirgt ihre Schlechtigkeit. Sie hält mich gefangen, läßt mich verhungern und verdursten; sie ist die böseste Stiefmutter der Welt ...«

»Sie ist deine Stiefmutter?«

»Sie behandelt mich so, als wenn sie es wäre; als wenn sie die böse Stiefmutter in den Märchen wäre, gerade-so ...«

»Was soll man da tun?«

»Ich bin so allein und ganz verzweifelt. Niemand liebt mich ...«

»Aber ich bin doch hier ...«

»Liebst du mich denn?«

Ich nicke, wenngleich ohne Überzeugung.

»Wirst du für mich sorgen und mich beschützen?«

Diesmal sage ich ja, doch ohne Nachdruck: ich muß es ihm noch ein oder zweimal versichern, während das Kind redet wie ein Wasserfall: Wirst du mit mir in den Zirkus gehen? Wirst du mir meine Bilderbücher kaufen? Und

samstags, werden wir im Park dem Spiel der Männer im weißen Trikot zuschauen? Werden wir jeden Donnerstagnachmittag etwas für meinen Geburtstag kaufen gehen? Wirst du dich verkleiden, um mir Angst zu machen oder mich zum Lachen zu bringen? Wirst du mir zeigen, wie man den Salto mortale macht? Wirst du mich das Kabriolett lenken lassen, wenn ich größer bin? Wie heißen die Pferde? Erinnerst du dich nicht mehr? Warum hat man die Pferde weggeführt? Ist es wahr, was Pink, der Gärtner sagt? Ist es wahr, daß man sie weggebracht hat, um sie zu töten? Warum eigentlich hast du das Kabriolett und die Pferde gegen dieses lärmende Vehikel vertauscht! Versprich mir, daß wir diesen Sommer nach Ramsgate fahren, versprich mir, daß du mich diesmal mit hineinnimmst, um die Tänzer zu sehen, was ist schon dabei? Ich kann sie von der Promenade aus sehen, sie tragen Hüte aus Stroh, wir werden mit dem Zug fahren, du und ich ganz allein und du wirst mit mir reden wie mit einem Erwachsenen und wirst mich den Tee bestellen lassen und Fünf-Frucht-Marmelade und die Biskuits mit Butter, und wenn ich noch größer bin, werden wir zusammen die Uniform kaufen gehen und die Mütze und die Krawatte und du persönlich wirst mich auf die Kriegsschule bringen, wirst mich mir selbst überlassen und ich werde ein Mann sein ...

So wie die Geräusche, die ich gern wiedererkannt hätte, mir den Weg durch das Labyrinth vom Zimmer des Kindes zu dem meinen wiesen, führen mich jetzt diese Worte, die in meinem Gedächtnis ebenfalls Widerhall finden wollen, aus der Distanz, mit der wir uns beobachten

(es kniend, verwundet, bettelnd), zu einer engen, zärtlichen Umarmung. Ich streichle sein blondes Haar und die Bilder wollen nicht zur Ruhe kommen. Da blickt das Kind, das an meiner Brust ruht, zu mir auf, und in diesem Blick ist etwas, das unsere Annäherung, die uns so sicher verbindende Zärtlichkeit grausam leugnet. Zuerst saugt es maliziös am Daumen, dann zischelt es:

»Weißt du, abends, sobald ich im Bett liege, geht sie in den Garten ... Ich bin ihr nachgegangen ... sie weiß nichts davon ... eine Lügnerin ist sie ... sagt, sie müsse die Pflanzen gießen ... das ist nicht wahr ... sie macht ganz was anderes ... scheußliche Sachen ... ich habe sie dabei ertappt ... deshalb sind meine Käfige leer ... immer leer ... schwöre mir, daß du mich in den Zoo im Regent's Park mitnehmen wirst! Ja?«

Mir ist nicht ganz klar, was das Kind mit seinen Worten bezweckt; ich weiß, daß sein Reden verleumderisch und gehässig ist. Ich entwinde mich der Umarmung. Es begreift. Es lacht, wie sie sagte, wie ein böser Zwerg.

»Du solltest mit mir sein. Gegen sie.«

»Ich wüßte nicht, warum ...«

»Sie verleugnet dich«, sein Zirpen ist das eines gläsernen Insekts, das im trockenen Sande nistet; »sie sagt, daß du gar nicht existierst ...«

»Du demütigst sie wie ein kleiner Despot, zwingst sie auf allen Vieren zu kriechen, tyrannisierst sie; alles was du sagst, ist gelogen ...«

Da spuckt es mir zischend ins Gesicht; sein blondes Haar, über den Brauen und neben den Ohren wie zu einer Haube geschnitten, kommt mir jetzt vor wie die Perücke ei-

nes albinotischen Ungeheuers: »Du bespitzelst mich! Du bespitzelst mich! Du bespitzelst mich! Mit einem Ruck zieht es die Moskitovorhänge zur Seite, springt aus dem Bett und befiehlt mir, ihm zu folgen. Warum mich weigern? Hätte es Sinn, an diesem Ort und während dieser Stunden mich zu sträuben, einen Schritt zu tun, und sei er noch so schrecklich, der mich dem Kern des Rätsels näherbringen könnte, vielleicht seiner Lösung, vielleicht dem plötzlichen Zerstieben dieser Wände und der Zeit ohne Erinnerung, die mich gefangenhalten? Ich finde es ehrenhafter, dem Kind zu gehorchen, als untätig zu bleiben und den Stolzen zu spielen. Wie ich ihm also folgen will, sehe ich, daß es auf die Vorhänge zugeht, die ich selber einmal aufgezogen habe, um dahinter nur die Backsteinmauer zu finden. Ich erwarte ein Wunder: Die Wand wird sich in reinstes Glas verwandelt haben. Ich eile in dem Augenblick zu dem Kind, als es die Vorhänge beiseite zieht und mir von neuem dieselbe blinde Mauer zeigt. Es bedeutet mir, näherzukommen. Ich gehorche ihm, wiewohl entmutigt. Ich nähere mich mehr und mehr dem Spalt, auf den das Kind mit seinem kleinen Finger weist. Es steht da wie eine Zierpuppe aus Porzellan. Ich nähere das Auge der fast unsichtbaren Ritze im Mörtel. Ich blicke hin, blicke noch einmal hin. Ich beginne zu schreien, beginne bitterlich zu weinen; und mehr als das, was das Kind mich zu sehen genötigt hat, hasse ich das Kind selbst, das mich so grausam und unnötig betrogen hat. Nur dafür, und nur in diesem Augenblick, hat mir das kleine Ungeheuer, das sich bei mir einschmeicheln will, die Erinnerung zurückgegeben

..... Warum hast du mich nicht um etwas zu essen gebeten? sagte es mir später, als es ins Zimmer zurückkam; es war sehr sauber, es sah aus, als habe es gebadet und sich gekämmt; es hatte jetzt einen schwarzen Samtanzug und ein Batisthemd mit Rüschen an, trug jedoch noch die feinen weißen Strümpfe und die Lackschuhe mit den Zierschnallen; Nuncia ist eine ausgezeichnete Köchin, sie verwöhnt mich. Du mußt furchtbaren Hunger haben. Seit gestern, als du ankamst, hast du keinen Bissen zu dir genommen

..... Ich ahnte nicht, daß das Abendessen im Garten ohne Himmel serviert werden würde, in der Mitte dieses Sechsecks, das vielleicht dem Patio des großen romanischen Schlosses von Capodimonte nachgebildet war. Doch Kaiser Friedrich hatte es als absolute Mitte konzipiert; sollte sich einer in den kreisförmig angeordneten Gemächern verirren, am Ende kam er immer an diesem Angelpunkt des Gebäudes heraus. Hier dagegen kann mich nichts davon überzeugen, daß der Garten – wie das ganze Gebäude –, zentrisch angelegt wäre: niemand könnte den Punkt seines formalen Gleichgewichts bezeichnen.

Das Kind hat befohlen, den falschen Himmel zu löschen – sollte auch dies zu Nuncias Pflichten gehören? – und hat an seiner Statt hohe Marmorobeliske aufgestellt mit verschiedenfarbigen dicken Kerzen darauf. Das Kind führte mich zu meinem Platz; Nuncia saß schon auf dem ihren. Das Essen war aufgetragen in schwarzen Kasserollen mit Deckeln aus bearbeitetem Bein. Die Katze strich der Frau um die Füße. Ich setzte mich.

»Eine große Familie, einträchtig und glücklich beisammen«, sagte der kleine Junge lächelnd. »Wer sagte doch noch, daß alle glücklichen Familien einander gleichen und nur die unglücklichen sich voneinander unterscheiden? Nuncia, bediene unseren Gast.«

Die Frau sah mit an Verdrossenheit grenzender Resignation zu dem Platz hin, wo ich saß, aber konnte oder wollte ihre Augen nicht auf mich heften; ihr Blick ging einfach durch mich hindurch, um sich im fernsten Dunkel des Patios zu verlieren. Dann tat sie so, als nähme sie von einer der Kasserollen den Deckel ab, schöpfte den Inhalt in einen Teller aus Luft und stellte ihn mit zeremonieller Gebärde dorthin, wo angeblich ich saß. Das Kind beobachtete sie mit nervösem Stirnrunzeln.

»Nuncia, bediene unseren Gast wirklich.«

Die Frau, verstockt, wiederholte die Pantomime und verschränkte dann die Arme. Das Kind gähnte und sah mich hämisch an.

»Für Nuncia existierst du nicht. Du bist mein Phantom.«

Es lachte lange, bis die Frau es mit den folgenden Worten unterbrach, wobei sie weiter starr in die Leere blickte, die sich hinter meinem Kopf auftat:

Als man mir verkündete, daß ich mit dir schwanger gehe, wollte ich es nicht glauben. Ich leugnete deine Existenz vom ersten Augenblick an. Jedoch, mein Leib schwoll an, obgleich mein Hymen noch unversehrt war. Ich besorgte weiterhin wie stets das Haus, kochte in den Kasserollen das Essen, achtete darauf, daß das Feuer nie ausging, kehrte die Zimmer mit Putzspänen aus. Ich wollte

mir diese Ungezwungenheit erhalten und die Zeit nutzen. Doch nach neun Monaten war ich immer noch Jungfrau und ich spürte schon die ersten Wehen. Das Mögliche und das Unmögliche hatten einander die Hand gegeben. Ich glaubte, ich müsse mich übergeben, meinen Darm entleeren, Ströme von Tränen weinen. Wie mochte diese teuflische Geschichte ausgehen? Denn nur teuflischer Einflüsterung konnte ich einen Umstand zuschreiben, der zur Natur, die das täglich zu beobachtende Werk des lieben Gott ist, in krasssem Widerspruch steht. Ein alter Kaufmann aus den Landen, wo die Sonne aufgeht, kam eines Nachts zu unserer elenden Handwerkerhütte und bat um Obdach. Ich gewährte es ihm, als ahnte ich schon damals, daß es Fluchten und Exile ohne Gastfreundschaft noch Mitleid gibt. Ich erzählte ihm meine Geschichte und er bestätigte meinen Verdacht: in dem fernen, mit Mauern umgebenen, aber dennoch riesigen Land, aus dem der Kaufmann kam, wird der Teufel (oder seine Maske, was dasselbe ist) durch Kreuzung des Samens von Tiger, Eule, Bär, Drache und Ziege gezeugt. Sie alle geben dem in der Materie verbreiteten Ungeheuer, das man nur wahrnimmt, wenn Blitze und Dolche funkeln, Gestalt; sie geben ihm die Form eines Gefäßes, einer Amphore, die so prall ist wie ein Mutterleib: seine ungeheure Verbreitung, weit davon entfernt, einen Bruch zu bewirken, ergibt zwar eine zerbrechliche Form, aber ganz ohne Risse. Ich wußte, daß dieses Gefäß ich war, diese unerträgliche Einheit des Bösen, das sich so als sein Gegenteil verkappte. Meine Leibesfrucht war durch die Mannigfaltigkeit des Teuflischen erzeugt, diese hat-

te in mir das Gefäß ihrer Einheit gefunden. Ich konnte diese Weisheit nicht akzeptieren; ich schwankte einen Augenblick, ob ich meinen Gast nicht allein lassen und mich meinem mir angetrauten Manne hingeben sollte, von ihm verlangen, mich zu deflorieren, um die teuflische Intrige aufzulösen; aber ich sagte mir, daß ihm die Vorstellung des Besuchs durch einen Engel liebgeworden war und daß man einem so einfältigen Menschen seinen festen Glauben an das Gute nicht zerstören kann, ohne ihn damit zu einem ebenso blinden Glauben an das Böse zu verurteilen. Für ihn war es kein Problem, dieser Kampf zwischen zwei Widersachern, die einander nachahmen, einander anstecken und aufeinander Eigenschaften übertragen in dem wechselseitigen eifrigen Bemühen, sich zu vermischen: will der Stolz des Schöpfers leugnen, daß auch der Teufel sein Werk war und folglich göttliches Geschöpf ist? Will das Geschöpf leugnen, daß es seines göttlichen Ursprungs wegen in der Versuchung lebt – und das ist die andere Seite der Medaille –, die Einheit aufzugeben und sich zu ergötzen an der sie ergänzenden Zerstreung? Warum kam Gott, der die absolute Einheit ist, diese Versuchung an, sich selbst zu negieren, indem er Eigenschaften erzeugte, vermehrte, vervielfältigte, die, wenn sie aus der Einheit verbannt wurden, zwangsläufig gegen sie opponieren würden? Mein Gemahl mit seinem simplen Verstand würde das nicht begreifen. Der alte, gewitzte Kaufmann dagegen verstand mich, er vertraute mir an, daß seine Kenntnis des eigenen Körpers (und sein Vermögen, ihn jederzeit zu transzendieren) ihm sagte, daß er zu einer erlösenden Deflo-

rierung die Kräfte besäße: wie den Samen, der in seinen Getreidesäcken reiste, auf Maultierrücken über Gebirge, auf Kamelrücken durch die Wüsten, hatte er den gezählt, der noch zwischen seinen immerhin männlichen Schenkeln reiste. Neun Monate nach der mit den Bruchstücken der Lazeration angestifteten Empfängnis verlor ich meine Jungfernschaft in den Armen und unter den Liebkosungen dieses außerordentlich geilen alten Mannes, der mich, die auf der Seite lag, schändete. Und als mein Sohn wenige Tage danach geboren werden konnte, in einer Atmosphäre der Flucht und des Schreckens, entsann ich mich, daß mein Schänder mir erzählt hatte, daß auch in seinem Land der Teufel die Allgegenwart seines Mysteriums durch den Terror abgeschnittener Köpfe wiedererlangte. Und bevor er zu den Meeren des Ostens aufbrach, sagte er noch, daß er auf seiner Reise durch Hindustan sich der alten Geschichten erinnert hätte, die von dem Angriff des teuflischen Prinzips gegen das göttliche Prinzip berichten. In ihrem Entscheidungskampf bietet der Dämon Mara alle seine Kräfte auf, offenbart damit jedoch seine wahre Natur: die Inkohärenz dieser vielförmigen Kräfte, deren Zahl Legion ist und nicht zurückführbar auf eine Einheit. Der Dämon ist die unendliche Zersplitterung: ist Zunge, Eingeweide, Schlangen, ist die Blässe und der Glanz, ist das Schwarz, das Bläuliche, das Braun, ist Gebirge in Flammen, wasserlose Ozeane, Elefantenohren, Schweinsrüssel, Hundezähne, Wildschweinrücken, Steinleiber, Augenhöhlen, ist Füße wie Schädel, Hände wie Nasen, oder abgeschnittene Hände, Füße und Ohren. Gott ist das Urwesen: all-einig.

Der Teufel ist, wie die Schicksale, die Heterogenität in der Mehrzahl, die unendliche Weite des Chaos ...

»Sie ist verrückt«, sagte das Kind mit verächtlicher Miene zu mir. »Erzählt Legenden.«

»Seit jener Zeit«, sagte die Frau trotzig, »bin ich überzeugt von meinem Sieg. Ich erkenne nur eins an. Ich kann nicht gelten lassen, daß es zwei gibt.«

»Heute habe ich dich mit meinem Vater huren sehen«, sagte ich leise zu Nuncia. Sie erkannte mich nicht. Das Kind nutzte diesen Augenblick meiner sichtlichen Opposition gegen die Frau, nahm mich an der Hand und führte mich abseits zu der Stelle, wo die Weide wächst. Ehe ich mich dessen versah, ritzte es mir mit einem winzigen Stilet den Unterarm, und während ich bestürzt mein Blut hervorquellen sah, streifte es den Ärmel seiner Samtjacke hoch, stieß sich den kleinen Dolch in seinen eigenen Arm, hielt ihn neben den meinen und vermischte unser Blut. Wir haben den Pakt neu besiegelt, sagte das Kind überaus sanft und bewegt. Nie haben wir uns getrennt. Nie werden wir uns trennen können. Wir werden auf die eine oder andere Weise immer zusammenleben. Bis es einem von uns beiden gelingt, das zu erreichen, was er sich im Leben am meisten gewünscht hat.

Die Frau blickte immer noch in die falsche Unendlichkeit dieses ummauerten Ortes und murmelte, ebenfalls für die Unendlichkeit: Das Schicksal der Menschen ist die Dispersion. Jede Minute, die wir leben, entfernt uns weiter vom Ursprung, der das Gute, der die Einheit ist. Niemals werden wir sie wiedererlangen; deshalb sind wir sterblich. Der Dämon ist durch mich hindurchgegangen. Daher ent-

setzte es mich, ihn so reden zu hören, die Schriftgelehrten und die einfachen Leute mit einer Lehre zu täuschen, die ihm der böse Geist eingegeben hat. Und er, der wußte, was ich wußte, verachtete mich: ich hatte ihn seines göttlichen Ursprungs beraubt, indem ich mit einem Kaufmann aus China ins Bett ging. Er hat mich in aller Öffentlichkeit ausgescholten, hat mich fast aus seiner Geschichte verbannt. Deshalb war ich bei seiner Hinrichtung dabei und weinte zu seinen Füßen. Er hatte sein Schicksal glorifiziert; er sagte - und überzeugte viele -, daß sein Tod notwendig wäre. Sein Tod war so gewöhnlich wie der irgendeines Räubers. Ich war Zeuge. Ein Tod durch Starrkrampf und Blausucht. Er hatte ein Schicksal wie der Teufel: er starb dispers. Er sank ins Nichts. Sein Tod war der Sieg des Dämons: die neue Religion gründete auf der Dispersion der Einheit; damals hörte Gott auf, eins zu sein, und jetzt sind wir drei, immer drei ...

Das Kind war unter der Weide zusammengesunken, verbarg das Gesicht zwischen den Knien. Es konnte gerade nur wimmern: Ich bin nicht hier, ich bin nicht hier ...

Sie, von Mitleid getrieben, stand vom Tisch auf, lief zu ihm hin, kniete neben ihm nieder, streichelte ihm den Kopf und sagte, daß seine Stunde gekommen sei. Sie redete ihm zu, aufzustehen; das Kind bedeutete mir mit einer Handbewegung, ihm zu folgen. Die Frau kümmerte sich nicht um mich. Wir gehen in die romanische *loggia*, die den Garten umgibt; wir betreten das Labyrinth; wir brauchen nicht weit zu gehen, um zu dem Zimmer zu kommen, das ich hinter den Vorhängen gesehen hatte: Die Spielsachen ..., die Käfige ..., die Masken.

Nuncia zog das Kind langsam aus, ernst und ruhig. Dann zog sie ihm den Anzug der Erstkommunion an – weißer Satin, weiße Krawatte, eine weißseidene Schleife am rechten Arm- und gab ihm eine Kerze, ein Meßbuch und einen Rosenkranz in die Hände. Doch nicht das war es, was mich verwunderte, sondern daß ich in den Achseln und in der Schamgegend des Jungen Haarflaum sah: als er mich vor dem Abendessen als Apache verkleidet besucht hatte, war er dort noch unbehaart gewesen.

Der Junge verhielt sich stumm; seine Stimme konnte ich daher nicht beurteilen. Er ging zu der in einer Ecke des Zimmers provisorisch installierten Toilette, warf das Meßbuch und den Rosenkranz in das Becken und zog an der Kette. Er zündete die Kerze an, während Nuncia die Spielsachen alle auf einen Haufen legte und ich sie mir von nahem ansah; nicht die ganz alten, abgenutzten, aber diese Gummipuppen, den Capitän Tiburon, Hans und Fritz sowie Doña Torcuata, diese pummelige Puppe aus Lumpen, deren wattierte Röcke sich bauschen wie die Teekannenwärmer; unter diese Röcke paßte der Kopf eines ausgelassenen, albernen Kindes, das sie sich bis über die Augen zog und so blind durch die Flure seines Hauses lief, dabei gestikulierte und juchzte und sich immer wieder den Kopf an den Wänden stieß ... Und dieser Schlitten, sauste er in längst vergangenen Wintern nicht die Hügel von Hampstead hinab, bis zum zugefrorenen See? ... Der Junge hielt die brennende Kerze an die Spielsachen; ich wollte ihn daran hindern, aber umsonst; die Kinderklappern, die Zelluloidbälle, die Pierrot- und die Piratenmaske, die Bilderbücher - ich konnte die von den

Flammen umzüngelten Titel lesen: *Black Beauty, Treasure Island, Two Years Before the Mast, From the Earth to the Moon* – alles wurde vom Feuer verzehrt, für immer...

Der Junge lief zum Vorhang, öffnete das Fenster meines Hauses, warf das Rechenbrett in den Park und ging gemächlich hinaus in einen schiefergrauen Morgen mit Schneegestöber und Nieselregen. Ich rannte hinter ihm her, wollte ihn zurückhalten und damit auch die Zeit anhalten; zurückkehren, damit alles wie vorher wäre; damit die Flammen erlöschen, die Spielsachen aus der Asche wiedererstehen, alles an seinen Platz zurückkehre, der Schlitten den feinen Schnee der Hügel von Hampstead durchfurchte ...

Im Park senkte sich der Nebel, die Wiesen dampften und die Silhouetten der Mandelbäume rückten in unendliche Ferne. Der Junge war nicht mehr da. Der feine Sprühregen war kalt und durchdringend. Eulen schrieten; die Hähne erwachten. Ein fürchterliches Gebrüll machte mich schauern. Ich bückte mich nach dem Rechenbrett, sah es mir an, erkannte es wieder, spielte mit den Kugeln, erinnerte mich an die Abziehbilder, die ich auf seinen Rahmen geklebt hatte. Dann rief mich Nuncias Stimme: Komm rein, George, bitte, komm. Siehst du nicht, daß es regnet?

..... Der Sommer verging im Nu; meine einzige Ewigkeit war ich. Als wären sie nie zugemauert gewesen, öffneten sich die Fenster und die Balkontüren des Hauses, um die sanften Passatwinde hereinzulassen und die wohltuende warme Feuchtigkeit, die uns der Golf von

Mexiko schickte. Vor den offenen Balkons erstreckt sich der Garten bis zum Wald, dort ist die Wärme kühl und die Feuchtigkeit wohlrig; die ranken Birken wachsen im Schatten ihrer eigenen hohen Kronen, feinästig und ausladend, aber dadurch beengt, daß die Stämme dicht beieinander stehen; die Zwischenräume zwischen den Bäumen bilden Kreise, Halbkreise, schmale Alleen, gewundene Pfade: unsere Zimmer sind so verschieden wie die Launen des Waldes, so tief wie das Heu, die Jakarandazweige oder die Blütenblätter des Heliotrop, die wir auf dem Weg finden.

Wir verbringen die Tage mit Nichtstun; die Nächte erschöpfen uns. Nuncia trat aus ihrer Dunkelheit hervor, lebte auf wie die Natur: weiß wie die Rinde der Birken, durchsichtig wie die grünen Schatten des Laubwerks; nur ihr kupfernes Haar wollte mit der hellen Welt unseres Sommers nicht harmonieren. Sie ist die bewegliche Flamme, die sich in der Abenddämmerung den tausend Besonderheiten des Waldes widmet, wobei ich sie beobachtete; sie pflückt die wildwachsenden Blumen, sie bahnt sich einen Weg durch das Gezweig der Jakaranda und der Pinien, die in diesem kurzen, unvergleichlichen Sommer dicht nebeneinander wachsen, ihr nähern sich die Hirsche, vor ihr fliehen die Eichhörnchen; ihre Füße meiden die Disteln und streicheln das Farnkraut; ihre Augen locken Schwärme von Zitronenfaltern an und verjagen die Nacht der Eulen; ihre Hände plantschen im Wasser der Teiche und füllen die Krüge; ihre Ohren lauschen dem Abend der Grillen und wecken den Morgen der Gänse; ihre Nasenflügel beben, damit der Duft des Majorans

und Rosmarins zu uns dringe; ihre Lippen schmecken den ganzen Sommer nach Hyazinthe und Melone, nach Minze und Johannisbrot.

Wenn sie mich einen ganzen Nachmittag allein läßt, kommt sie mit nassen, schmutzigen Schuhen nach Hause. Sie ist weit gewandert. Sie kann die Erde nicht beschmutzen wie sie die Gänge und Alkoven des Hauses beschmutzte. Ich muß nicht mit ihr schimpfen.

Sie ist all das, was uns umgibt: ich kann nicht zugleich sie ersinnen und sie kennen.

Aber ich kann sie ergänzen. Der einzige Gedanke dabei ist der: die Fülle dieses Sommers mit Nuncia im Wald braucht mich, um vollkommen zu sein. Ohne mich wäre er eine riesige Leere. Und ich, der Mann, der alles tut, damit der Sommer, die Frau und der Wald eins seien mit mir, verschwinde nach und nach, um in ihnen aufzugehen: ich höre auf, ich zu sein, um noch mehr ich zu sein, ich höre auf, ich zu sein, um sie zu sein. Ich höre auf, mich von ihnen zu unterscheiden, um mit ihnen eins zu sein. Ich glaube nicht, daß ich diesen Sommer unter diesem Laubwerk nahe diesen Birken (die Mandelbäume sind die Grenze des Gartens; dahinter beginnt der Wald) Nuncia besessen habe: ich war Nuncia. Jeder Gedanke an Besitz floh schneller als die Wildenten, die durch die Flintenschüsse aufgeschreckt wurden, die im Morgengrauen manchmal zu uns herüberhallten. (Um sie zu verscheuchen, kleidet sich Nuncia manchmal in Weiß und schwenkt am Rand der Teiche die Arme.) Um Nuncias Mann zu sein, mußte ich Frau werden: mußte mich ihr angleichen, ihre Gestik, ihren Geruch, ih-

ren Habitus annehmen. Ich konnte unmöglich für einen Mann gehalten werden, wenn man mit Mannsein Macht verbindet, als ich mich Nuncia hingab: ich simulierte sie, indem ich immerzu nach der Haltung oder dem Gebaren suchte, das mich ihr ähnlich machte. Es war eine lange Suche nach Identifikation; ich wollte ihr Freude machen, ihr die Freuden einer Frau schenken; ihr gefällig sein, ihr gefallen, sie selbst sein, eins mit ihr: Nuncia sein, als wäre sie ich. Manchmal, wenn ich auf dem Rücken im Gras lag, die Flucht des Himmels betrachtend (des wahren Himmels, der sich für immer von uns entfernt), Nuncia auf mir lag und meine gespreizten Beine ihre Hüften umschlangen, ließ sich nicht mehr sagen, wer in wen eindrang. Unser beider Schamhaar war einander gleich, war eins, eine Unterscheidung war unmöglich. Wenn ich auf der Wiese, wo wir manchmal schliefen, den Umriß ihres Schattens ins Gras zeichnete, war es mir unmöglich, ihre Silhouette von der meinen zu unterscheiden; bei ihrem Geruch roch ich mich samt einem Duft nach Meer, das zurückweicht (wie der wahre Himmel), nach einsamem Strand mit den verwehenden Schätzen der Gezeiten: Kraken, Seesterne, Tintenfische, Medusen, Seepferdchen und Entenmuscheln, Algen und Tang; ja, auch Käse roch ich, pikant, geräuchert, an geheimem Ort gereift, in Weinblätter gewickelt, mit Knoblauch bestreut; und geschlachtetes Geflügel, wilden Senf, Basilienkraut, noch zuckende Hasen. Wenn ich sie küßte und ihre Schenkel spreizte, dann mit meinen speichelbenetzten Fingern ihre Scheide befeuchtete und in sie eindrang, erlebte ich den grenzen-

losen Taumel: das willkürliche Erblinden, den Verlust des bekannten Ortes.

Wenn ich zu ihr redete, sagte ich ihr, was ich zuvor nur mir selbst gesagt hatte. Wenn ich sie ansah, bemerkte ich zum ersten Mal das Silber in Bewegung, die Ruhe des Grundwassers, die Adern der Luft, das zottige Fell der in der Wüste eingeschlafenen wilden Tieres

.....
Der Sommer verging; die Blüten des Mandelbaums fielen ab; der Boden der Pinienwälder bedeckte sich mit Pignolien und Nadeln; die Birken wurden kahl und das Weißbier der Schößlinge, des Sommers kühler Schlupfwinkel, kündete die Herbstlandschaft aus Tinte und Gold an. Die Blätter fielen von den Bäumen, die Vögel flogen weg, die Schmetterlinge starben. Man mußte vor Kälte zitternd ins Haus zurückkehren

..... Was das Zimmer des Kindes betrifft: seit der letzten Nacht habe ich seine Proportionen, seine intime Atmosphäre nicht vergessen können, trotzdem erkenne ich jetzt, da Nuncia mir die Hand gibt und mich nochmals führt, die neue Einrichtung, die neuen Einzelheiten der Ausstattung nicht wieder. Die Käfige sind verschwunden. Die Wände sind mit Zedernholz getäfelt und alte, bequeme Möbel, Schemel, Mokkatischchen, ein Teewagen stehen darin. Über der Lehne eines großen Ohrensessels ein langer College-schal, an der Wand Stiche mit Jagdszenen, ein patinierter Spiegel und davor ein Waschgestell und ein Bord mit altem Rasierzeug: Rasiermesser, Rasierpinsel, Rasierbekken und ein Streichriemen. Dieselbe Toilette, aber ver-

kleidet. Ein Jagdgewehr. An der Wand lehnen ein Paar Skier. Das Klavier. Die Trommel.

In der Ferne ertönen auf der noch trockenen Erde die Hufe eines Pferdes; das Geräusch dringt durch die auf den Park hin offene Balkontür zu uns. Ich fasse Nuncia um die Taille und wir gehen zur Balustrade. Der abgehackte Rhythmus kommt näher, ferner Hörnerschall begleitet ihn, geiferndes Gebell und deren eigenes schnell verhallende Echo ... Der Galopp wird wilder, während die Geräusche der Jagd sich entfernen. Auf den nackten Hügeln im Süden des Waldes taucht der Reiter auf. Seine Gesichtszüge sind nicht zu erkennen, doch daß er in Gefahr ist, ist offensichtlich; die Ungezwungeheit, mit der er ihr begegnet, ebenfalls. Der tollkühne Reiter prescht die Felsen herunter, richtet sich in den Steigbügeln auf, gibt dem Roß auf den Steilhängen die Sporen, umklammert dessen Hals, um über die Sperrbäume zu setzen, ist darauf und daran, vom Pferd zu fallen, gibt eine jämmerliche Figur ab, klebt buchstäblich an der Flanke des schwarzbraunen Pferdes, das fürchterlich schnaubt, setzt über die letzte Barriere und reitet in unseren Park ...

»Fast hätte er sich das Genick gebrochen«, sagte ich zu Nuncia.

Sie lehnt den Kopf an meine Schulter. »Mach dir keine Sorgen. Er ist ein guter Reiter.«

Wir sehen schweigend zu, wie er dort hinten vom Pferd steigt. Dann fügt sie hinzu: »Du hättest lieber gesehen, daß er stürzt und sich das Genick bricht, nicht wahr?«

»Warum sagst du das?«

Nuncia, die immer noch nackt war, gab keine Antwort.

Sie ging zum Schrank und nahm ein weites rotes Taftkleid heraus. Der Reiter, sein Pferd am Zügel führend, näherte sich unserem Haus. Ich wandte mich um und sah zu, wie Nuncia sich mit einer einzigen Bewegung das Kleid über den Kopf zog; es war schulterfrei und hoch tailliert, wie es Mode war zur Zeit des Empire: unter den hochgeschnürten, prallen Brüsten begann das Kleid sich zu bauschen. Der Reiter hatte den Park durchquert, seine Schritte knirschten auf dem Kies. Hinter ihm schnaubte das Pferd. Das Kleid gab Nuncia das majestätische Aussehen einer Schwangeren. Der Reiter band das Pferd höchstwahrscheinlich am Rüssel eines der steinernen Elefanten fest, die den Eingang des Hauses flankierten. Im Profil, im Gegenlicht: eine Nuncia, die schwanger zu sein schien, mit gesenktem Kopf, barfüßig, die Hände unter dem Leib gefaltet. Im ersten Gang des Labyrinths waren des Reiters feste Schritte zu hören. Sie kamen näher. Die Tür ging auf.

Müde, das aschblonde Haar zerzaust und neben den Schläfen und im Nacken abstehend, die Stiefel schmutzbedeckt, die Jagdtasche aufgeschlitzt, das weiße Halstuch und die Schultern voller Dornen und Grannen, trat der Mann in das Zimmer. Ich trat ein, ich selbst, etwas jünger als ich selbst, doch mit den ausgeprägten Gesichtszügen und dem Aussehen desjenigen, der ich einige Jahre später sein würde. Ich schloß die Augen. Ich sagte mir, daß es in der ganzen Welt nicht zwei Gesichter gibt, die sich völlig gleich sind. Ein Zwillingsbruder, also? Nuncia beseitigte meinen Zweifel. Sie lief auf den Mann zu, warf sich ihm in die Arme und rief aus: George! Du bist

wieder da!

.....
Jetzt sind alle Türen, alle Balkons, alle Fenster dieses Hauses weit geöffnet; jeder könnte hereinkommen.

Mir scheint, daß alle hereinkommen. Nur sehe ich niemanden. Doch da ist der Lärm der Stadt. Es gibt Verkehrsampeln in dem Labyrinth; in der Luft Leuchtreklame, Fabrikmarken, ein silberner geflügelter Gott, ein Springbrunnen ... Eine ganze städtische Welt verhält den Schritt, eilt dahin, ruft etwas aus, bietet etwas an, verkauft, kauft, bleibt stehen, erkundigt sich, kommentiert: ich höre es, ich sehe es nicht. Das Haus ist sehr eng geworden; es ist schwer, durch die Vorzimmer zu kommen, die Gänge werden schmaler; es herrscht eine neue, fiebrige, verrückte Atmosphäre, Fiestastimmung ...

Jedoch bemerke ich beim Vergleich der gegenwärtigen Konstruktion mit derjenigen, die ich von früher kannte, hinter diesen zahlreichen Zeichen von Betriebsamkeit ein Element, das, anstatt der Mannigfaltigkeit sich anzuschließen, nach Einheit strebt. Bisweilen dachte ich, das Haus werde langsam und unmerklich auf den grolenden, widerstrebenden Lagern, dem Ursprung gebaut. Ich fragte mich dann, ob das Haus war oder sein werde. Ich kann diese Frage noch nicht beantworten. Vielleicht ist das Haus schlicht seiend. Die Anzeichen der Zerstreuung mehren sich; die der Einheit nehmen ab. Ich kann das nicht verstehen. Doch in flüchtigen Augenblicken habe ich jenseits des zunehmenden Stimmengewirrs (des nicht greifbaren Chaos) die reine Erscheinung eines Tragepfeilers und die großartige Solidität eines Kreuzge-

wölbes gesehen. Zu meinem Erstaunen gab es eine Reihe kleiner Nebenapsiden. Und ich habe stumm verweilt vor einer Flügeltür mit einer Türfüllung aus Stein, über dem Türsturz gekrönt von einem Tympanon, das die Hetäre der Apokalypse auf der Bestie von Babylonreitend darstellt: das Feld ist begrenzt von Gewölbebogen mit allegorischen Darstellungen der Tiere: Ziege, Drache, Eule, Bär, Tiger

..... Ich betrat das Zimmer. Die Wolken hatten sich aufgelöst; vielleicht würde dadurch auch die Erscheinung sich auflösen. Denn nur einer vorübergehenden Trübung der Sicht konnte ich an diesem Nachmittag mein Eintreten – den Eintritt meiner eigenen Person – durch die Tür zuschreiben. Schon hörte man das Pferd nicht mehr wiehern (und vor allem sein Gewieher war es, was mich nötigte, unseren Raum zu verlassen und einmal mehr durch die Labyrinth zu laufen); ich bin viel ruhiger; die Vision des romanischen Portals war eine ästhetische Kompensierung der Freuden, denen wir heute entsagten, um uns, des Wechsels der Jahreszeit wegen, wieder in diesem Haus einzuschließen. Meine Erinnerung (ich beginne mich damit abzufinden) ist nichts Greifbares, ist bruchstückhaft; vielleicht geht ein intuitives Erfassen der Formen der Erinnerung voraus; jederzeit kann ich den Geist eines romanischen Schlosses oder einer dalmatinischen Stadt heraufbeschwören; heute sehe ich dank der Vision der Flügeltür, der Apsiden, des Tragepfeilers, der Gewölbebogen, eine endgültige Form dieses pluralistischen Raums.

Aber zugleich fürchte ich, sie in ihrer Gänze zu erblicken:

wird solche Realisierung das Ende dieser anderen kribbelnden Unruhe bedeuten, die mich blindlings meiner wirklichen Erinnerung näher bringt? Dies ist nicht der Augenblick, Überlegungen anzustellen. Nuncia liegt im Bett. Ich blicke zu den Gewölben auf. Die Metallringe, an denen die Käfige des Kindes hingen, sind noch da. Nuncia breitet die Arme aus, und diese Nacht liebe ich sie so wie im Sommer; nein, nicht genauso: jetzt liebe ich sie in Erinnerung daran, wie ich sie im Sommer liebte.

Ich stutze. Schon gibt es einen Unterschied, es ist da etwas, das uns ein klein wenig trennt. Wird auch sie das spüren? Aber ich liebe sie mit derselben Glut, habe denselben spontanen Wunsch, sie zu sein, damit ihre Lust sich verdopple. Ich weiß, daß wir uns selbst lieben (hat mir meine Angst hier das nicht schon oft gesagt?) und ich möchte, daß die Liebe, die ich ihr schenke, von solcher Eigenliebe frei sei; ich möchte, daß sie zugleich meine Liebe und die Liebe, die sie zu sich selbst empfindet, fühle; ich möchte sie lieben, um zu erreichen, daß sie sich selbst mehr liebt.

Ich bewundere meine eigene Leidenschaft; im Ohrensessel sitzend, die Füße auf dem Schemel, sehe ich mich Nuncia lieben, sehe meine Freude und Erregung. All das sehe ich; meine Augen trügen nicht. Ich liege auf Nuncia, ich sehe mich Nuncia lieben, Nuncia stöhnt in meinen Armen. Es kann keinen eindrucksvolleren Beweis geben: ich sehe mich vom Sessel aus, wo ich sitze, mit Nuncia im Bett

.....
.....

Eine Glocke läutete. Ich lief zu der von den steinernen

Elefanten bewachten Tür, die auf den Park hinausgeht, wo noch immer das Pferd angebunden ist. Ich versuchte, den Riegel zurückzuschieben; die Tür wollte nicht aufgehen. Eine Greisenstimme auf der anderen Seite der Tür sagte: Ein Telegramm für Sie, Señor. Er schob es unter der Tür hindurch. Ich hob den Umschlag auf, riß ihn auf und las das Telegramm. Darin stand lediglich:

MEINEN GLÜCKWUNSCH ZUM GEBURTSTAG – GEORGE

.....

Ich ging ins Zimmer zurück. Was konnte ich anderes tun? Nur meine ständige Gegenwart an Nuncias Seite konnte es exorzieren, das Double, das Phantom, was immer es sein mochte ... alles außer ich selbst, der mit einem zerknüllten Telegramm in der Hand durch den Flur ging. Auf der Schwelle blieb ich stehen. Drinnen war ich gerade dabei, mir wieder die Tracht des Jägers anzuziehen, während Nuncia mich vom Bett aus bewundernd betrachtete. Ich (der sich anzog) hob den Kopf und sah mich an (der mit einem Telegramm in der Hand, das zu nichts nützte war, im Türrahmen stand). Komm' rein, George, komm' rein; sei nicht so schüchtern, sagte er zu mir (sagte ich zu mir). Sieh dir die Stiefel an (ich wies auf die beschmutzten, schlaffen Stiefel am Fußende des Bettes), die sind ganz dreckig. Der Ritt war hart, die Jagd erfolglos. Putz sie bitte.

Das war ein Affront, auf den ich nichts zu antworten wußte; ich hatte nicht die Zeit zu einer Antwort; ich selbst sagte zu mir: Geh, beeil dich, ich kann nicht den ganzen Tag warten. Du bist schon immer langsam gewesen, George. Ich sage dir, mach schnell.

Wie konnte ich mir selbst nicht gehorchen? Ich ging zum Fußende des Bettes der Frau, bückte mich, um die Stiefel aufzuheben, und blickte dabei Nuncia an; sie konnte ihr verächtliches Lächeln nicht verbergen. Ich (der andere) setzte mich auf die Bettkante und küßte Nuncia die Schulter.

Meine Schuhe sind auch schmutzig, George, sagte die Frau zu mir.

Ich hob sie auf, zusammen mit den Stiefeln, und suchte in der Nähe nach einem Lappen. Nicht, hier nicht, sagte Nuncia. Geh raus, sagte George zu mir (sagte ich zu mir)

..... Ich fand die romanische Tür; ein paar Tauben ließen sich auf dem Türsturz nieder. Ich setzte mich auf die Stufen, die Stiefel und die Halbschuhe zwischen den Beinen. Dann stand ich auf und ging zu einem Brunnen, den ich vorher nicht gesehen hatte. Ich tauchte die Hände ins Wasser und reinigte so gut ich konnte die Schuhe vom Schmutz, als ich Detonationen und Sirenen hörte. Ein Getümmel eilender Füße und aufgeregter Stimmen näherte sich mir, wurde deutlich spürbare Atmosphäre, nicht jedoch sichtbare Erscheinung; ich fühlte mich gestoßen, bedrängt, geradezu bestürmt; eine unsichtbare Flut riß mich mit sich fort, ohne daß ich mich dagegen wehren konnte; den Explosionen war ein hoher Pfeifton vorangegangen; ich konnte sehen, wie die Gesimse, Türstürze und ganze Abschnitte der unendlichen Mauer, die uns umgibt, einstürzten; ich fiel zu Boden; ich stand wieder auf, die Stiefel und die Halbschuhe, aus Angst, sie zu

verlieren, gegen die Brust gedrückt; vielleicht könnte ich in diesem ausweglosen Tumult mit dem Leben davonkommen, wenn ich sie nicht verlöre: was sollte ich Nuncia und dem Reiter (mir selbst) sagen? ...

Ich sah mich genötigt, in einen tief gelegenen, dunklen Raum zu treten; dort brannten ein paar Azetylenlampen. Ein Geruch nach feuchter Wäsche, saurem Schweiß, ausgegangenen Pfeifen drang mir in die Nase. Und da fiel mir ein altes Gedicht ein, eine Kette von Worten, deren ich mich nur hier, dank eben dieser Umstände, entsinnen könnte. I wander thro' each charter'd street, near where the charter'd Thames does flow, and mark in every face I meet marks of weakness, marks of woe. In every cry of every Man, in every Infant's cry of fear, in every voice, in every ban, the mind-forg'd manacles I hear. But most thro' midnight streets I hear how the youthful Harlot's curse blasts the new born Infant's tear, and blights with plagues the Marriage hearse ...

Ich fühlte mich betrogen, zitterte bei dem Gedanken zu fliehen, weit weg von diesen zerfallenen Mauern, in eine ferne Welt mit weniger Qual und mehr Hoffnung als in dieser. Doch meine Erinnerung weigerte sich, das Bild einer Welt außerhalb dieser wohlbekannten Mauern heraufzubeschwören. Statische Orte, umwandelbare Formen, ja: die Basiliken Diokletians, den Palast Friedrichs II., das Gedicht von Blake; Vibrationen, Keime, Bewegungen, nein.

Ich hörte erneut eine Sirene. Ich hörte schleppende Schritte, weinende Kinder, Nasenschneuzen. Der Keller wurde der Dunkelheit wegen verlassen; langsam folgte ich

dem entfliehenden Licht. Draußen waren die Mauern zur Hälfte nurmehr Ruinen. Fast alles war eingestürzt. Ich schleppte mich mit den Stiefeln und den Halbschuhen zurück ins Zimmer

.....
Er fragte mich kühl, warum ich so lange weggeblieben sei. Ich versuchte es ihm, soweit mir das möglich war, zu erklären: die Explosionen, das Einstürzen der Mauern, die Angst, der Keller, das Gedicht ... Er befahl mir, ihm die Reitstiefel anzuziehen. Wie konnte ich mir selbst nicht gehorchen? Ich klemmte sein Bein zwischen meine Schenkel und befühlte seinen Fuß: es war meine eigene Haut, was ich fühlte; meine zum Halbmond geschnittenen Zehennägel, der über den Knöcheln beginnende leichte Flaum, das kleine Hühnerauge am kleinen Zeh ... Ich führte den Fuß in den Stiefel und zog kräftig, damit er dem Reiter gut sitze.

Die Herrschaften haben die Zeit meiner Abwesenheit genutzt, sagte er (sagte ich), während ich ihm (er mir) den zweiten Stiefel anzog. Es ist viel zu zugig in diesem Haus. Die Herrschaften haben wohl geglaubt, der Sommer werde ewig dauern. Phantasten! Bei den offenen Fenstern und Türen werden wir vor Kälte sterben. Außerdem würden wir zulassen, daß von draußen der Lärm hereinkommt. Das können wir nicht. Als ich ihm (mir) die Stiefel angezogen hatte, konnte ich nicht an mich halten, etwas Kühnes zu tun; ich ergriff Nuncias Schuhe, kniete vor ihr nieder und nahm einen ihrer Füße in meine Hand. Ich paßte ihr den Schuh an; sie protestierte nicht; ich küßte ihr den Fuß; sie zuckte zusammen. Ich

hatte nicht wenig Angst, der wilde Reiter würde nicht zögern, dazwischenzutreten und mich zu schlagen; Nuncia würde mir eine Abfuhr erteilen ... Ich sah schüchtern zu ihr auf; Nuncia lächelte mich an. Ich blickte über die Schulter: der Reiter (ich) saß in dem großen Ohrensessel und sah uns zu, wie ich ihnen vorher zugesehen hatte. Ich begann, Nuncia die Beine und die Schenkel zu streicheln, hob mit dem Kopf ihren Rock, legte meinen Kopf schließlich auf das kleine schwarze Polster und leckte wie besessen ihre Scham; Nuncia krallte ihre Finger in die Laken und stöhnte; der Reiter sah uns gleichgültig zu: ich sah mir zu
 Wir müssen alle Türen schließen, alle Fenster, alle Balkontüren, sagte dieser Mann, der jetzt in allem mit mir identisch war (vorher, als er kam, durfte ich annehmen, daß er jünger sei als ich; in dem Augenblick, da er diese beunruhigenden Worte spricht, ist er mein genaues Abbild; ich bewege die Lippen zur gleichen Zeit, da er die seinen bewegt, ich sage dasselbe, was er sagt, wenn er es sagt; wir liegen beide bei Nuncia im Bett und tun dasselbe zur gleichen Zeit). Aber vielleicht haben wir Verschiedenes im Sinne; er hat vor, in die klösterliche Abgeschlossenheit, die ich, als ich hierher kam, kennenlernte, zurückzukehren: uns wieder einzuschließen, uns Klausur aufzuerlegen; ich nutze sein Vorhaben in einem anderem Sinne. Gestern bin ich Zeuge der Zerstörung unserer Stadt gewesen; wenn er anordnet, alles zu verschließen, werde ich mir das zunutze machen, umzubauen, wiederaufzubauen. Irgendwo in diesem Labyrinth gibt es ein schönes romanisches Portal;

davon kann man ausgehen ... Wo ist der Kater? Ist er mit dem Kind hinausgegangen?

..... Ich dachte an das Überkommene: die byzantinische Kuppel, den maurischen Hufeisenbogen. Doch bei meinem Bauwerk sollte die Hauptsache der Stein sein; große behauene Blöcke, einer gleich dem anderen, und ganz glatt. Ich würde einen Plan entwerfen mit drei Apsiden nebeneinander; ein großes Gewölbe aus Stein. Das Mittelschiff sollte gewölbt sein in Form eines Rundbogens; die Seitenschiffe müßten Rippengewölbe haben. Die Mauern würden gestützt werden durch Entlastungsbogen und draußen durch Strebe- Pfeiler. Ich wollte wenig Licht und eine archaische, karge Ausstattung: die allgemeine Nacktheit sollte hier und da durch Skulpturen an den Säulen gemildert werden. Die sichtbaren Motive dieser Säulen – Akanthus, Rebe, Mispel – sollten nur das formale Motiv des antagonistischen Flechtwerks einer Hauptsäule des Baus sein, die den Blicken aber verborgen bleiben müßte; eine Janus-Säule, die nach Osten zu die ineinander verflochtenen Formen des göttlichen Aufstiegs und dem Sonnenuntergang zu dieselben Formen auf ihrem Abstieg in die Hölle zeigen sollte. Die beiden für immer nebeneinander bestehenden Prinzipien: die Säule wäre das wahre Gesicht des Tempels, maskiert vom Altar.

Unter großer Gefahr konnte ich auf dem Steilhang ein paar Steine sammeln. Der andere Mann half mir dabei. Er wußte nichts von meinem Plan. Er glaubt, es ginge darum, alles wieder zuzumauern

Ganz in der Nähe ist ein klägliches Miauen zu hören. Vielleicht fürchtet Nino, der Kater, draußen bleiben zu müssen, vor dem zugemauerten Haus, und sucht einen letzten kleinen Spalt, um wieder zu uns zu kommen Der Kampf hat begonnen, ein stummer Kampf. Wir tun dasselbe, nur jeder in einer anderen Absicht. Gemeinsam gehen wir, einer wie der andere, zu den Abhängen der Schlucht, gemeinsam karren wir die einzelnen Steinblöcke zurück ins Labyrinth. Ich beabsichtige, die Blöcke an einer jener Stellen aufzuschichten, wo die Gänge sich weiten: insgeheim möchte ich mit dem Ende beginnen, mit dem Höhepunkt: der Säule, um den reinen Bau aufzuführen, der mir vorschwebt. Dem anderen ist das gar nicht recht; er will den Stein dazu benutzen, den Haupteingang des Hauses, den die Elefanten bewachen, zuzumauern. Wir kommen stillschweigend zu einem Kompromiß. Wir schichten die Blöcke zwar innerhalb des Türrahmens auf, doch in zwei Seiten der Säule, die sich so langsam bildet, werde ich die Sinnbilder meiner Vorstellung meißeln. Wir arbeiten zusammen, einmütig; doch mich befällt ein Zweifel, von dem er nichts weiß: auf welcher Seite wird der Aufstieg, auf welcher der Abstieg sein? Wird der Himmel nach außen zeigen, aus dem Haus hinaus, und die Hölle nach innen? Oder umgekehrt? Ich bin nahe daran, den Plan fallenzulassen; er kann meine Sorge nicht kennen, noch kann er die Frage klären Ich beobachte ihn, alle einzelnen Umstände seiner Existenz. Etwas ist mir rätselhaft: ich weiß nicht, ob er zu uns zurückgekehrt ist; oder ob wir – Nuncia und ich – sein

Abenteuer sind; ob er Heim und Herd verlassen hat, um zu uns zu kommen, oder ob wir sein Zuhause sind. Eines Morgens, sie war gerade aufgewacht, erinnerte Nuncia daran, daß sowohl Christus als auch Buddhapredigen, Haus, Frau, Eltern und Kinder zu verlassen und den frommen Männern zu folgen; die Tugenden sind in der Welt, nicht im Heim. Da (sagen sie) gibt es nur Sünde und Leid; die Familie ist beherrscht von sinnlichen Genüssen und der Gier nach irdischen Gütern; Friede ist ausgeschlossen; ständig versinkt sie im Sumpf der Leidenschaften; Geiz, Haß, Enttäuschung, Zorn, Hochachtung, Selbstzucht; das Heim ist der Feind des Dharma ... und der Revolution. Das Wanderleben dagegen, ohne Dach, ohne Bande, ist das Leben der Tugend: es erfordert Geduld. Oder heiligen Zorn

Das Pferd wieherte; es schlug mit den Hufen wild gegen die Wände und zerstampfte die den Eingang bewachenden Elefanten. Das Pferd zerriß seine Fesseln; es jagte davon, frei, im Galopp, immer weiter. Die Hufschläge verloren sich im Wald und dann, weiter gegen Süden, in den Bergen

Ich kannte einst einen geschäftigen und indifferenten Mann. Seine Lauheit ist ein Ausdruck seiner Ungeduld; seine Voreingenommenheit das sicherste Zeichen tiefer Verachtung. Er liebt es, Dinge aufzubauschen, weil sie ihm im Grunde gleichgültig sind: er nimmt sich ihrer nicht mit dem Freimut an, den ich von ihm erwartete; er gibt ihnen den Anschein von Dringlichkeit, Pflicht oder Prestige; er ist nicht fähig, etwas schweigend anzunehmen. Auch nicht anzubieten; die Liebe ist für ihn das am we-

nigsten leidige, aber hurtigste Ritual der Macht; kaum ist es zu Ende, bemächtigt sich seiner wieder die Gereiztheit; andere Orte locken; die Welt ist so groß ... Er hat alles vergessen; er sieht nichts voraus. Der Augenblick ist sein Herr: ein falscher Herr, ein falscher Augenblick; die Augenblicke werden nur dann so voll sein wie wir sie uns wünschen, wenn jeder auf die Vergänglichkeit unsere ganze Vergangenheit und unsere ganze Zukunft gründet: eine liebe Erinnerung und eine Vorstellung, im Bewußtsein des Preises, den wir für die Abnutzung, für das Vergessen, für die Traurigkeit zu bezahlen haben. Der Mann ist noch jung; er dürfte vierunddreißig Jahre zählen; er weiß nicht, daß sein Leben ein Wunder ist; er lebt es ungestraft. Er stampft mit dem Fuß auf, zieht sich fröhlich aus, kleidet sich eitel, redet voller Ungeduld, knallt gelangweilt mit der Peitsche. Er wartet nicht, er nimmt; er gibt nicht, er bekommt; er findet nicht, er wartet ab. Dabei hängen über seinem stolz erhobenen Haupt alle Damoklesschwerter der Erde. Ich kenne ihn: nie hat er daran gedacht, daß die Ader des Todes in einem einzigen Menschen beginnt und dann die Städte, die Zivilisationen, die ganze Welt durchzieht. Nein: er hat nicht einmal daran gedacht, daß auch die Adern des Weltalls den Tod enthalten: daß die Welt vor ihm sterben kann und ebendarum mit ihm.

Heute fühlt er sich unsterblich; morgen wird er sich unsterblich wissen wollen; am Ende wird er sich sterblich wissen und fühlen. Er wird sein wie alle: eine Insel, die in einem Meer von Verfall, stickigem Nebel, Feuersbrünsten und schweigendem Eis dank der schwachen Magie

der Alchemie mit knapper Not überdauert. Heute stampft er mit dem Fuß auf, schwingt die Peitsche, redet, liebt, lacht, besitzt die unmögliche Fähigkeit, sich lebendig zu wissen. Er glaubt, daß die Welt mehr durch ihn, denn mit ihm lebe. Vielleicht hat er recht. Würde er vom Blitz erschlagen (ich wünsche ihm kein größeres Glück), die Welt würde mit ihm sterben. Aber wenn er nur alt wird, wenn er nur verzehrt wird von der unerbittlichen und irreversiblen Zeit (eine andere kenne ich nicht: seine Zivilisation hat sie gezeugnet): dann mögen die Götter seiner Seele gnädig sein.

Ich habe diesen Mann gekannt, er geht, redet, lacht und liebt wie ich

..... Heute morgen, als ich aufwachte, waren die Betttücher blutbefleckt. Wir schliefen alle drei zusammen. Wenn ich aufgewacht bin, heißt das, daß er (ich) ebenfalls aufgewacht ist und gleich mir festzustellen versucht, woher diese Flecken kommen. Nein, er schläft, auch sie schläft, und das Blut rinnt aus seiner Wunde am Unterarm

..... Wir tragen keuchend einen der Steinblöcke des Abgrunds zur Tür. Ich sehe sein schweißiges Gesicht, von großer Anstrengung zeugen auch seine zusammengebissenen Zähne und die angespannten Gesichtsmuskeln: ich sehe meine gelben Augen. Von seinen Lippen tropft der Speichel wie von den meinen. Ich trage den Stein und mein Spiegelbild hilft mir dabei. Die Lippen bewegen sich:

Hast du geglaubt, ich würde nicht zurückkehren?
Das habe nicht ich gesagt, nicht ich gedacht

.....
. Sind wir wirklich dabei, uns zu trennen? Er ist es, der hier gebietet, in jeder Hinsicht: sein Wille, das Haus für immer zu verschließen, ist offensichtlich; sollte Nuncia noch eine Erinnerung an den Sommer haben, ist sie nicht mehr fähig, das zu beweisen: ihre Passivität schmerzt mich. Er dagegen ist die Aktivität selbst. In kürzester Zeit oder nach langem hat er es fertiggebracht, alle Fenster, alle Türen zu vermauern; nur ein Balkon bleibt offen, eben der hinter den dicken Vorhängen, den ich in jener fernen Nacht als erstes in Augenschein nehmen wollte. Er hat einen Zeitplan aufgestellt: für die Arbeit, für den Schlaf, für die Liebe. Erbarmungslos dirigiert er unsere Aktivitäten (welche die seinen sind und darin bestehen, alle Ausgänge zu verschließen). Alle in Vergessenheit geratenen Uhren im Haus hat er abgestaubt, geölt und wieder in Gang gebracht. Sein klares Profil, sein Haar, das dem meinen gleicht, seine dünnen Lippen, seine Augen wie ein vergrabener Schatz: sie sind überall: er überwacht, er beobachtet; manchmal, für einen Augenblick, ist er etwas ratlos: wenn er mir wieder ähnlich wird; wenn wir wieder eins werden.

Ein einziger Umstand genügt, daß der Unterschied offensichtlich wurde. Diese Nacht habe ich ihn von fern durch die von großen Talgfackeln beleuchteten Gänge kommen sehen. Den Regeln gemäß, müßte ich ihn begleiten; nur ich; Nuncia bewegt sich nicht mehr aus dem Zimmer (ihr Leben besteht darin, auf uns zu warten und

von uns beschlafen zu werden). Ich glaubte, es handle sich um eine mir unbekannte Variante des Spiels: wenn er auf mich zukäme, müßte ich, sein vollkommenes Ebenbild, auf ihn zugehen; wenn wir vorher nebeneinander gingen, müßten wir jetzt von entgegengesetzten Punkten ausgehen: am Ende würden wir uns begegnen. Doch diesmal, wenn es stimmt, daß er auf mich zuging wie ich auf ihn, war der Unterschied zu groß, als daß ich ihn hätte übersehen können: ich ging allein; er, eine Kette in der Hand, die an einem Stachelhalsband befestigt war, ging neben einer riesigen, dunkel gefleckten Katze her.

Eine wilde Katze, fast ein Tiger

..... Er setzte sich in den Ohrensessel und das Tier legte sich ihm zu Füßen. Selene lag apathisch im Bett. Ich putzte wieder einmal die Stiefel meines Herrn, wie ich das jeden Abend tun mußte. Dann bat er mich, ihm die Skier zu bringen, die an der Zedernholzwand lehnten. Ich brachte sie ihm; er streichelte sie und nickte dabei mehrmals mit dem Kopf.

Jenen Winter (sagte er) schifften wir uns in Dover ein und fuhren über ein hochmütiges Meer nach Calais. Von Calais ging es in einem *pullman* weiter nach Paris, und dort stiegen wir um in den Simplon-Express, der uns nach Mailand brachte und von Mailand nach Turin. In dieser wie eine Kaserne gebauten Stadt blieben wir nur eine Nacht; soviel Symmetrie mißfiel uns. Am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Auto ins Gebirge, bis zum Aostatal. Dort, an den Hängen von Courmayeur, gegenüber dem Mont Blanc, nahmen wir ein Hotelzimmer. Wir haben ausgezeichnet zu Abend gegessen; die Aostiner Küche ist die

beste Italiens; du hast geräucherten Schinken gewählt; wir haben uns mit *grappa* berauscht. Am nächsten Tag haben wir die Skier genommen und sind mit der Seilbahn zum Aussichtsturm und zu den Pisten auf der anderen Seite der Pinienschlucht hochgefahren. Die Wolken zogen sehr schnell über das große Gebirgsmassiv; der Schnee schien frisch und gleichmäßig tief zu sein. Wir tranken einen V.O.V. und aßen Sandwiches mit zerlassener, zerschmolzener *mozzarella*. Dann stiegen wir wieder in die Seilbahn und fuhren zum höchsten Punkt der Piste hinauf. Du warst sicher, die Abfahrt meistern zu können; es war deine erste Abfahrt. Dein Vater ...

Ich unterbrach ihn: Ich war allein.

Er fuhr fort: Dein Vater glaubte die Hänge des hohen Berges ganz genau zu kennen, nicht nur die auf der italienischen Seite, in Courmayeur, sondern auch die auf der französischen, in Chamonix. Er zeigte dir, wie man den vereisten Hang nehmen muß ...

Mein Vater ist nicht mit mir bis zur höchsten Station gefahren. Er blieb auf der Zwischenstation.

Aber er machte dich darauf aufmerksam, daß nach zweihundert Metern Schußfahrt der Schnee sehr locker werde und daß, da die Augen das starke Reflexionslicht nicht gewöhnt sind und die wenigen Fichten durch den starken Schneefall ...

Mein Vater starb im Restaurant an einem Herzanfall ... Es gab Zeugen.

Er sagte, daß er vor dir abfahren werde, um dir den Weg zu zeigen. Du warst ein wagemutiger, schlaksiger Bursche von sechzehn Jahren ...

Am Ende der Abfahrt auf der großen Piste von Courmayeur fand ich ihn tot ...

Du sahst, wie er in den Abgrund stürzte, schrie und reglos liegenblieb ...

Ich war sehr aufgeregt; der Berg war zerstoßen zu Millionen einzelner Flocken; jede war ein Schloß aus Messern, eine Sonne aus Kristallen; unmöglich, um sich her etwas zu sehen, die Welt gleißte, gleißte so stark, daß einem schwindlig wurde; ich hatte nur Augen für diesen Pfad, den die schnellen Buge sich bahnten, die einen Gischtschleier auf warfen, der mich blinder machte als das hellste Gestirn. Geschwindigkeit und Vergessen. Glanz und Einsamkeit.

Warum hast du all die Jahre gelogen? Warum hast du, als du nach England zurückkehrtest, erzählt, er sei an einem Herzanfall gestorben? Warum hast du den Leuten von der Bergwacht Geld gegeben, damit sie nicht die Wahrheit sagen?

Ich war allein; in jenem Augenblick entdeckte ich, wie herrlich es ist, völlig allein zu sein; nie zuvor hatte ich das empfunden; zum ersten Mal war ich jung, meiner selbst bewußt, war ich ich selbst; die Messer des Windes und der Schaum des Berges hüllten mich ins Leichentuch. Ich war tot. Ich konnte von nichts und niemandem mehr hören. Ich war meinem eigenen Tod verpflichtet: meiner unendlichen Einsamkeit: meiner erstmaligen Identität.

Du wirst nie allein sein.

Damals war ich es doch. In der großen weißen Prachtkutsche der Alpen.

Nie. Ich werde immer bei dir sein. Wir haben einen Pakt geschlossen, erinnerst du dich?

Ich schrie auf. Er hatte wieder sein Stilett in meinen Unterarm gestoßen. Wiederum mischte er sein Blut mit dem meinen.

Nie werden wir uns trennen können ... bis wir erreichen, was wir uns am meisten gewünscht haben ... Du ...

Hast du geglaubt, ich würde nicht zurückkehren? Habe ich dir nicht gesagt, niemals eine Tür zu öffnen? Nie? Wann hört eine Tür auf, eine Tür zu sein?

Er steht langsam und traurig auf. Der Tiger knurrt und erhebt sich. Der Mann nimmt wieder die Kette und geht zusammen mit dem Tier weg. Er hat mir nur zweimal die Erinnerung wiedergegeben; eine dürftige Erinnerung für ein Leben, das, wie ich jetzt ahne, geordnet und komplex ist und darum die im Laufe der Zeiten und in der Vielfalt der Räume versunkene Erfahrung bewahren könnte. Ich sehe ihm voller Haß nach: er gesteht mir nur die Erinnerung von Insekten zu, flüchtig und schwach, unfähig, die Traumata der Metamorphose zu überwinden: die unseligen Zeiten völligen Vergessens

.....
Am Morgen rasieren wir uns beide vor dem Porzellanwaschbecken und dem Doppelspiegel, nachdem wir Nuncia die ganze Nacht geliebt haben (ich weiß nicht mehr, ob gleichzeitig oder abwechselnd); nachdem wir sie unablässig geliebt haben, doch nicht mehr mit der Liebe des Sommers. Die Gewohnheit vergrößert die Lust, aber mordet die Liebe. Ihr ist es so recht; sie scheint die Gewißheit dieser zuverlässigen Macht, die jedesmal voll-

kommener ausgeübt wird, der ärgerlichen Ungewißheit lockerer und heikler Begegnungen vorzuziehen.

Wir stehen nackt nebeneinander: wir sehen uns im Spiegel doppelt; wir benutzen dasselbe Rasiermesser; wir wetzen es an demselben, durch den Gebrauch schwärzlich gewordenen Streichriemen. Heute sehe ich schärfer; der gewohnte Akt unterscheidet sich in nichts von dem aller Tage; nur sehr langsam werde ich mir einer Veränderung bewußt. Doch als ich mir ihrer bewußt bin, gehen mir die Augen auf. Vor allem wähne ich, daß er, so undenkbar das ist (denn unsere Zeiten und unsere Räume sind uns gemeinsam), im Besitz noch weiterer Orte und Stunden ist. Sein Gesicht in diesem Spiegel ist auf einmal das eines Menschen, der etwas mehr getan hat als ich. In einer weiteren Zeit und anderswo: er hat unser Leben um Augenblicke erweitert, die ich nie gelebt habe. Das sagen mir die kleinen Falten unter meinen Augen, der zurückweichende Haaransatz über den Schläfen, der müde Zug um den Mund, der erloschene Glanz des Haars und der Augen.

Ich betrachte ihn mir und er bemerkt meine ungehörige Neugier schließlich. Ich versuche, mich wieder normal zu benehmen; ich seife mir zum zweiten Mal die Wangen ein. Er sieht mich traurig und verächtlich an; dann murmelt er:

Was hast du aus mir gemacht?

Er gibt mir eine Ohrfeige und geht weg

..... Ich nehme den langen Collegeschal; ich mache eine Schlinge und ziehe sie fest zu. Nuncia sieht mich

an, als tauchte sie aus einem zeitlosen Schlaf auf.

»Was hast du vor?«

»Du weißt schon.«

»Es würde dir nichts nützen.«

»Ich hasse seinen Despotismus, seine Heftigkeit, seine Grausamkeit, seine Indifferenz, seine Hektik, seinen Hochmut, seine ewige Geschäftigkeit, seine strenge Disziplin, seine unerbittliche Wahrheit ... Das ist mir unerträglich.«

»Wenn du ihn tötest, wirst du möglicherweise nicht länger leben. Außerdem, weißt du denn, ob er noch lange oder nur noch kurze Zeit zu leben hat?«

»Weiß du es?«

Dies waren ihre Worte:

Ich weiß nur, daß er sterben muß, selbst der zum Tode Verurteilte weiß nie mit Sicherheit, ob er wirklich sterben muß. Während jener glühend heißen Tage eines levantinischen Frühlings kam alles anders als erwartet. Er wollte nicht sterben. Er hatte einen großartigen Plan: er wollte ein Märtyrer sein; er würde sich dem Richter selbst überantworten und den Prozeß dazu benutzen, von der Tribüne des obersten Gerichts des Reiches herab seine falsche Wahrheit zu verkünden. Diese kleine Schar, die ihm gefolgt war, die an ihn glaubte, die ihm Heil und Schrecken verdankte, ah! Sobald diese Leute erführen, daß man ihn verurteilt hatte, würden sie sich erheben, die Tyrannen und Henker niedermachen und verhindern, daß das schreckliche Urteil vollstreckt wurde. Zwei Männer durchkreuzten seinen Plan. Der eine, indem er handelte, der andere, indem er nichts tat. Er

hatte weder mit einem so erbärmlichen Verräter noch mit einem so indifferenten Richter gerechnet. Der eine kam ihm mit dem Verrat seiner Selbstanzeige zuvor; der andere benachteiligte ihn dadurch, daß er seine Hände in Unschuld wusch. Er glaubte an die Macht eines großen, unvermeidlichen Schicksals; er wußte nichts von den erbärmlichen Bedürfnissen eines dubiosen Jüngers noch von den Willkürmaßnahmen eines anmaßenden Beamten. Es fehlte ihm, mit anderen Worten, an Menschenkenntnis. Warum auch arbeitete an seinem Plan ein Mann mit, der nur darauf aus war, dreißig Silberlinge zu verdienen, und ein anderer, der nur um die Gesundheit seines Hundes besorgt war? Er glaubte, er wäre dazu ausersehen, zuerst über dieses Volk zu herrschen, und dann, an der Spitze aller Sklaven, an allen Grenzen des Reiches die undenkbbare Revolution der befreiten Volksmasse auszuposaunen. Er wollte in diesem Lande herrschen; er war ehrgeizig, intrigant, pharisäischer als das weißeste menschliche Grabmal. Aber es fehlte ihm die Genügsamkeit seines Verräters oder die höchste Gleichgültigkeit seines Richters. Er war ein ehrgeiziger Mann, der zugleich wagte zu träumen; das heißt, er machte vom Möglichen Gebrauch, um das Unwahrscheinliche zu erreichen. Politik aber ist die volle Bejahung des Unwahrscheinlichen, um das Mögliche zu erreichen; sie ist die Methode, den Traum zu zerstreuen. Als der Verräter bezahlt und seine Denunziation in den wuchtigen Registern aller Provinzen vermerkt war, war es unmöglich geworden, den Willkürakt eines selbsternannten Märtyrers zu akzeptieren, und der Staatsanwalt

seinerseits sah keinen Grund, das Ansehen der lokalen Magier zu fördern. Der arme Kerl glaubte, seine Herausforderung würde den imperialen Hochmut brechen; das Imperium war klüger und lieferte ihn seinen sichersten Henkern aus: seinesgleichen. Er wollte in diesem Leben Triumphe feiern. Er wolle nach Rom kommen und sich zum Herrscher der zweiten Ära aufschwingen. Ein großes Paradox ließ sich gleich einer schwarzen Taube auf seinem Haupt nieder: ihm war beschieden, was er am wenigsten wünschte: der posthume Sieg. Er herrschte nicht; er starb in der zweiten Ära. Sein Tod leitete mit einem großen Fragezeichen die dritte ein. Armer, armer Sohn des Menschen, der Erde und des Hungers. »Sie ist verrückt«, sagte er (sagte ich) von der Tür des Zimmers aus. »Erzählt Legenden.« Erneut knüpfte ich den langen Schal; ich lief auf ihn zu; wie in den eisigen Abgründen dieses Jünglingsalters, woran er mich zu erinnern wagte, wollte ich allein sein; allein mit Nuncia; nach diesem Herbst würden wir einen resoluten Winter erleben, mit ärmlichen Winkeln und leisem Sehnen; unsere Wünsche würden in Erfüllung gehen: das Klagegeschrei des Frühlings würde die falschen Türen dieser Wohnung, die zur Promiskuität, Selbstbespiegelung und Duplizität verurteilt, sprengen; wir würden wieder in den Wald des Sommers hinausgehen. Wir beide würden einer sein. Ich fiel über ihn her. Ich umarmte einen Mann, der mich mitleidig, wohlwollend und auch etwas verächtlich ansah; das Mattgold seines Haars war mehr und mehr weiße Seide; die Augen lagen etwas tiefer in ihren Höhlen; die Stirn schimmerte bleich; auf den eingefallenen Wangen

und dem zitternden Kinn sprossen weiße Barthaare. Die Hände hielt er über der Brust gefaltet.

Ich umarmte ihn. Trennte seine Hände. Küßte sie. Zärtlich und betrübt führte ich ihn zum Bett, das Nunciaspontan (oder mit Vorbedacht?) verließ

.....
.....
.....
Dort verbinden wir seine Wunden, ziehen ihn nackt aus, verwahren insgeheim die von dem wütenden Tiger zerfetzte Kleidung: selbst das Tier erkannte seinen Herrn nicht

..... Lange halten wir bei ihm Wache: zahllose Nächte. Wir fürchten um sein Leben; es hängt kümmerlich an einem dünnen Faden aus Worten; ich wage nicht, sie wiederzugeben; ich wollte sie ihm nicht glauben. Die Erinnerung des Greises betraf all das, woran das Kind und der Mann mich erinnert hatten, das ist wahr; aber sie betraf zudem all das, was ich vergessen hatte. Aber alles erinnern heißt alles abermals vergessen. Als er schließlich die Augen öffnete (für immer versunken in zwei dunklen Gruben perlmuttfarbigen Flözes), bewahrte er lange Zeit Schweigen. Er sah mich nicht an; aber diesmal wollte auch ich ihn nicht sehen. Eines Nachts zog Nuncia sich um. Sie ließ den prächtigen scharlachroten Stoff über die Schultern gleiten; zum letzten Mal zeigte sie mir den Drang ihrer Brüste, das schimmernde Weiß ihres Leibes; die schwarze Flamme ihres Geschlechts. Dann zog sie sich das knöchellange wei-

ße Kleid an; die Strümpfe, die weißen Schuhe; sie setzte sich die Haube auf; sie band sich die Schürze um. Sie war dieselbe: eigensinnig, traurig, unbestimmt leidend, aber jetzt ehrlich besorgt. Sie ging auf den Alten zu, legte eine Hand auf seine Stirn und fühlte ihm mit der anderen den Puls. Die Haut des Greises ist so dünn wie ein Insektenflügel; sie knistert etwas, wenn sie berührt wird; eine überaus spröde Seide Er kam; die Geräusche änderten sich. Sie, die mich einst durch die Labyrinth leiteten, waren gleichsam unterwegs: sie erlaubten mir, von einem Ort zum anderen zu gehen, weil sie mit der Zeit, die mir, sei es auch nicht mit Sicherheit, zu messen möglich war, Schritt hielten: die Geräusche gingen – wie meine Schritte, wie meine Zeit- von einem Punkt zum anderen. Und fast so als liefe ein Magnetonband plötzlich rückwärts, entfernten sie sich jetzt, nicht im Raum (ich meine zudem, sein Volumen sei größer geworden), sondern in der Zeit. Glocken ertönen mit der Dringlichkeit von Waffen; man hört ein heimliches Rauschen von Wasser, das verstohlene Tuckern flüchtender Barkassen; Schreie einer großen Volksmenge, wildes Getrappel auf hölzernen Brücken; dann den dumpfen Widerhall von zornig geschleuderten Steinen und Schlamm; darauf die schwere Klage von Waffenrüstungen, eisenen Sporen, erbarmungslosen Schwertern. Das Geschrei hört nicht auf: verrät Hunger

.....
Das Zimmer des Kindes (die Spielsachen, das Rechenbrett, die Masken, die Käfige); das Zimmer des Mannes (die Tafelung, die Sessel, die Jagdstücke); beide sind ver-

schwunden. Das Zimmer des Greises ist kahl. Der glatte Stein und der ungebrannte Ziegel der Wände sind von größter Strenge. Der alte Mann liegt still im Bett. Ich erinnere mich nicht mehr, wie das Bett des Kindes und das des Mannes aussahen; dieses erkenne ich wieder. Als ich hierher kam, schlief ich darin; es ist das Messingbett mit den Moskitonetzvorhängen und dem staubigen Himmel. Ich erkenne es wieder. Nie spricht der Greis mit mir, nie blickt er mich an. Ich schreibe seine Gleichgültigkeit der Krankheit zu; seinen Groll kann ich mir nicht erklären

..... Ich habe mich verlaufen. Doch sind die Geräusche jetzt die, die ich träumte. Aber die Formen üben Verrat an mir. Im Zimmer des Alten hängen wieder die Käfige. Der schöne Schwung der Mauern wiegt sie. Um uns her wird fieberhaft gearbeitet; weder Nuncia noch der Greis scheinen das zu merken. Aber ich höre, wie in Kübeln Kalk und Wasser gerührt wird; wie Erde bewegt wird und Steine behauen werden; wie der Grund für die Fundamente ausgeschachtet wird und die Steine zu Mauern gefügt werden; wie Karren knarren und Ochsen schnauben; wie die Männer stöhnen und die Essen lodern. Ich bin ständig auf der Suche nach der Säule, die ich mit jenem Mann zu bauen begonnen hatte, der nun nicht mehr da ist, den ich schon fast vergessen habe; sie sollte Ausgangs- und Höhepunkt des herrlichen Baus sein, von dem ich träumte. Nun beginne ich, mich mit anderen Dingen zu befassen, die Galerien haben unterschiedliche Gewölbe, die Nischen beherbergen wasser-

speiende Chimären; am Ende des Labyrinths dringt ein Licht von Amber und Ozean herein. Überall kreuzen sich die Spitzbogen. Und von fern kommen Nuncia und der Alte auf mich zu; sie schiebt den Rollstuhl; er hält den Kopf gesenkt und will mich, als sie an mir vorbeikommen, nicht erkennen. Nur die Traurigkeit der Frau erlöst mich

.....
..... Endlich, heute Nacht (warum kann ich es nicht lassen, so die Zeit zu messen?; die Dunkelheit im Zimmer ist permanent; das Licht am Ende des Korridors auch), hat der Alte etwas gesagt. Die Sprache, in der er redet, verstehe ich nicht

..... Einer der sechs Käfige ist jetzt belegt. Es ist der stinkende und aufgedunsene Kadaver eines großen Tigers. Seine Reißzähne sind gelb wie manche Sonnenuntergänge

..... Ich versuchte, Nuncia daran zu erinnern, was während jenes herrlichen, längst vergangenen Sommers geschah, als die Türen und Fenster des Hauses geöffnet wurden. Zuerst wollte sie mir nicht zuhören; sie schüttelte mehrmals den Kopf. Dann fing sie an zu weinen

Ich brauchte sie nicht erst darum zu bitten: ganz von selbst begann sie mir zu übersetzen, was der Greis manchmal murmelt. Er liegt fast regungslos da (sein Atem ist ein alarmierendes Fiepen; kaum, daß die Bettdecke sich hebt), die Arme und der Kopf tief in den Kissen, die ihm Nuncia immer wieder zurechtstaucht. Anfangs verstehe ich ihn sehr schlecht. Die Lippen des Alten sind ver-

schrumpelt wie eine Frucht, die man zu lange hat reifen lassen; und die schwarzblauen Fältchen versiegeln ihm den Mund. Er beginnt immer mit lateinischen Redensarten, die zu übersetzen Nuncia sich nicht die Mühe nimmt: *Sic contritio est dolor per essentiam*. Er redet weiter in seiner unverständlichen Sprache und sie wiederholt die Sätze auf Englisch. Er sagt, daß es nicht nötig ist, sich beim Beichten aller Sünden zu erinnern; es genügt, sie alle zu verabscheuen. Die Reue, fügt er hinzu, muß allumfassend sein. Das kann sie aber auch sein, wenn man nur eine einzige Sünde verabscheut. *Peccatum non tollitur nisi lacrimis et poenitentia. Nec angelus potest nec archangelus*.

Er hält inne; während langer Stunden (Stunden?) schweigt er. Dann beginnt er langsam wieder zu sprechen. Sie übersetzt mir: drei Thesen gaben der Welt Ärgernis: die erste war die von der Ewigkeit des Universums; die zweite die von der doppelten Wahrheit; die dritte die von der Einheit der menschlichen Vernunft. Wenn die Welt ewig ist, konnte es keine Schöpfung gegeben haben; wenn die Wahrheit doppelt ist, kann sie unendlich sein; wenn die Menschen eine allen gemeinsame Vernunft besitzen, ist die individuelle Seele nicht unsterblich, wohl aber das Menschengeschlecht. Er kann gerade noch flüstern: die Wege dieses gemeinsamen Überlebens zu entdecken, ist das große Geheimnis. Darauf versinkt er wieder in sabbernden, senilen Schwachsinn.....
.....
..... Die Eule hat den zweiten Käfig bezogen. Sie lebt und sieht uns die ganze Nacht

über an. Ich versuche, zu Füßen des verstaubten Bettes zu schlafen. Nuncia weicht nicht von der Seite des Alten. Ichvermute, daß am Ende des Korridors ein riesiges Fenstereingebaut wird. Doch ob Dunkelheit oder Licht, wirfühlen uns gleichermaßen verlassen

.....
Auf dem Teich im Garten habe ich fünf Lotusblumen schwimmen sehen. Aus irgendeinem Grund erinnerten sie mich an die gegebenen Versprechen. Hier; in diesem Garten, in diesen Zimmern. Als ich mir die Lotusblumen betrachtete, wurde mir bewußt, daß ich mich an mein Leben an diesem Ort bereits erinnern konnte. Wie schon einmal fragte ich mich: werde ich mich an mein früheres Leben wiedererinnern können, wenn ich dieses verlasse? Nur zweimal haben meine Begleiter, das Kind und der Mann, mir den Schleier dieser Vergangenheit, die die meine sein mußte, etwas gelüftet. Ich erinnerte mich der Liebe meiner Mutter und des Todes meines Vaters. Ich wußte, daß weder sie noch er frei waren; ich erkannte die elementare und nackte Wahrheit: gezeugt werden, geboren werden und sterben sind Dinge, die nicht in unserer Macht stehen; wir werden grausam verhöhnt, weil wir linkisch versuchen, im Namen des freien Willens zuzubauen und zu siegen. Wird dieses Leben, das an diesem Ort gelebt zu haben, ich mich zum ersten Mal erinnern kann, das Angebot der Freiheit sein, die ich in dem früheren Leben nicht hatte; oder wird es, im Gegenteil, nureine andere Sklaverei sein? An welches Versprechen erinnern mich die fünf Lotusblumen? Und welcher der beiden Welten obliegt seine Erfüllung?

.....

..... Manchmal, wenn der Alte schläft, fängt Nuncia wieder an, mit sich selbst zu reden. Sie murmelt: Auch ich kann dem höchsten Rad in die Speichen greifen; habe ich das Meer überquert, kann ich andere an das ferne Ufer führen; befreit, kann ich andere befreien; getröstet, kann ich alle anderen trösten

..... Wenn ich des Schlafens und Wartens überdrüssig werde, gehe ich wieder durch die Gänge. Eine gewisse Ordnung setzt sich durch; davon zeugt eine Symmetrie, die ich früher nicht bemerkt hatte; zu dem großen gotischen Fenster im Westen ist jetzt eins im Osten hinzugekommen; die Spitzbogen wechseln regelmäßig miteinander ab; aber wenn es Ordnung gibt, das Chaos der Geräusche ist ohrenbetäubend geworden: es neigt sie, es stößt sie ab, und nur für Augenblicke übernimmt es sie: wenn es mir gelingt, aus dem Lärm das Brüllen von Vieh und das Rollen von Rädern auf Straßenpflaster herauszuhören; Kampfgeschrei und Spielgejohle; Klagen über Hunger und Tod. Den niedrigen Flug der Vögel

.....

Nuncias Schuhe sind wieder einmal dreckig. Sie hat den ganzen Boden beschmutzt. Dabei weicht sie dem Greis nicht von der Seite. In einem Käfig ist eine Ziege. Sie guckt mich an mit unergründlichem Stumpfsinn

.....

..... Der Alte ignoriert meine Gegenwart nach wie vor. Aber heute Nacht fuhr er jäh aus dem Schlaf hoch.

Er begann ganz aufgeregt zu reden. Nuncia schloß die Augen und übersetzte:

Gott ließ die Schöpfung unvollendet. Daher ihre Unvollkommenheit. Eine wahre Schöpfung hätte absolut, rund, ohne Risse und Spalten sein müssen, ohne spätere Möglichkeiten; ein wahrer Gott hätte sie nicht der Laune der schwachen und begehrliehen Menschen überlassen. Sie zu vervollständigen ist nun Aufgabe der Menschen. Ein Mensch allein vermag das nicht; wird das ganze Geschlecht die nötige Kraft haben, die Absicht Gottes zu vereiteln? Ich erinnere mich nicht an alle meine Leben; das ist meine Unvollkommenheit. Meine Erinnerung reicht zurück nur bis zum Erwachen meines Bewußtseins; dahinter herrscht Nacht; danach wird sie nur durch Indifferenz (und vielleicht durch unbewußte Selektion) verdunkelt. Alles erinnern – ich habe es schon gesagt – heißt alles vergessen. Vielleicht ist meine Erinnerung vollständig, weil ich mich nur an das erinnere, was erinnerenswert ist. Ich könnte alles heraufbeschwören, sollte das von mir verlangt werden. Aber ich würde verrückt: mein Leben wäre gleich der Natur. Meine Absicht dagegen ist es, mich von der Natur zu unterscheiden, noch den letzten Konsequenzen dieser Unvereinbarkeit auf den Grund zu gehen, die unseren Geist schon immer verdammt und zerstört hat. Denn sobald wir bezeugen, daß unsere Zeit nicht die der Natur ist, packt uns angesichts dieser Evidenz das Entsetzen. Die unergründliche Indifferenz der Ozeane und der Gebirge, der wilden Tiere und der Vögel, der Fische und der Wälder überwältigt uns; das erste, was wir erfahren, ist, daß die Welt nicht nach

uns verlangt; wir sind auf sie angewiesen, sie bedarf unser nicht. Nein, das will ich nicht sagen; das hieße, daß die Natur irgendein Gefühl für uns hätte, sei es das der Abneigung. Für sie, die alles ist, sind wir nichts. Selbst die Bauten, mit denen wir versuchen, uns von ihr abzusetzen, eine menschliche Natur zu schaffen, schließen uns letztlich aus: existieren sie nicht so lange wie wir, sind wir darüber betrübt; überdauern sie uns aber, betrachten wir sie mit Groll. Der fundamentale Irrtum ist immer der gleiche: daß wir beherrschen wollen, was uns nicht braucht, daß wir unsere Zeit einer ihr entgegenstehenden Zeit aufzwingen. Ich begriff das, als ich an der Pariser Universität einen Lehrstuhl innehatte; ich sagte mir damals, daß die Rettung darin bestünde, eine eigene und totale Zeit zu ersinnen, die nichts wissen will von dem verhängnisvollen Ehrgeiz, eine zwangsläufig zerstückelte Zeit in die Zeitlosigkeit der Natur einzufügen, oder von dieser zu fordern, daß sie ihre absurde Totalität, ihre nach Jahrtausenden messende Vergänglichkeit, unserer ephemeren Rationalität unterwerfe. Ich veröffentlichte drei Thesen, die die Welt skandalisierten. Ich habe sie schon angeführt. Sie stellten eine bloße Annäherung an mein tieferes Denken dar. Sie genügten, daß ich 1270 von Etienne Tempier, Bischof von Paris, verurteilt und von Thomas von Aquin mit einer Wut bekämpft wurde, die um so grimmiger war, als sie sich hinter Formeln der Glückseligkeit verbarg. Ich floh nach Italien. Ich schloß mich in ein Haus ein; ich schloß mich in ein kahles Zimmer des Hauses ein, vermauerte die Fenster, verbot jedes Licht in der Nähe und nahm mir einen Die-

ner, der, wie die Rede ging, einmal in einem Irrenhaus gewesen war. Ich befahl ihm, sich nicht zu zeigen, mich nicht anzusprechen, sich darauf zu beschränken, mir das Essen zu bereiten, das man braucht, um nicht Hungers zu sterben, und es mir auf einem Teller einmal am Tag unter der Tür hindurchzuschieben. Ich setzte mich und wiederholte unermüdlich die drei Wahrheiten: die Welt ist ewig, also gab es keine Schöpfung; die Wahrheit ist doppelt, also kann sie vielfältig sein; die Seele ist nicht unsterblich, aber die Menschen haben eine einzige, allen gemeinsame Vernunft. Ich hoffe, auf die sem dreifachen Wege zur Einheit zu gelangen: zum Gedanken aller Gedanken. Sträflicherweise war ich manchmal für unberufene Ideen zugänglich: ich sagte mir, daß die objektive Struktur der Natur nicht gedacht werden kann, ohne daß man darüber verrückt wird; nicht das ist unsere Aufgabe; wir wären im voraus besiegt; jede Annäherung an Geheimnisse, die uns nichts angehen, ist ein falscher Sieg; lenkt uns ab von unserer einzigen Aufgabe, die darin besteht, den Gedanken zu finden, dem die Natur nichts anhaben kann; dadurch, daß wir uns der Natur nähern, opfern wir das einzige, was uns von ihr unterscheidet: die totale Imagination, in die sie nicht eindringen kann, den Willen und die ewige Vernunft der sterblichen Menschen, die unablässig das primäre Sein reproduzieren, darin der Urgedanke beschlossen ist. Ich verfiel auf alles Unmögliche: ich dachte an die reversiblen Zeiten und die Simultaneität der Räume, ich glaubte schließlich, daß das, was geschehen war, nie geschehen ist, und daß das, was sich nie ereignet hatte, im Buch der Geschichte be-

reits vermerkt worden war; ich verfiel auf quadratische Kugeln, Dreiecke mit unzähligen Seiten, gerade Kurven; Gegenstände, die zugleich unendlich massiv und unendlich leicht wären; Gedichte, die die Materie in ihre mündlichen und schriftlichen Bestandteile zerlegten; verbotene Sprachen, allgegenwärtige Städte, Statuen von Gebärenden und absolute Farben. Ich brauchte keinen Spiegel; ich wußte, daß die Anstrengung der Vorstellungskraft einen Idioten aus mir machte; der Speichel tropfte mir von den Lippen; ich nahm kaum etwas zu mir; meine Glieder wollten mir nicht mehr gehorchen; ich machte unter mich; ich schlief unruhig. Und ich wußte nicht, was auf der anderen Seite der Tür vorging. Ich war nicht allein; ich konnte mir die Gefühle des Dieners, der mir auf die Minute pünktlich jeden Abend den Blechteller unter der Tür hindurchschob, nicht vorstellen. Ich wiederholte unaufhörlich: die Welt ist ewig, die Wahrheit ist vielfältig, die Seele ist nicht unsterblich. Ich führte mir die Kontradiktion vor Augen: die Welt ist sterblich, die Wahrheit ist einzig, die Seele ist ewig. Ich sah, was wünschenswert war: die Welten sind vielfach, weil die Ewigkeit nichts anderes ist als die Formen der Mutation; die Wahrheiten sind ewig, weil ihre Vielfalt dafür bürgt, daß sie, sei es auch nur teilweise, sich fortpflanzen werden: die alleinige Wahrheit ist vielleicht für immer eingeschlossen in der Mitte einer Traube; und die Seele, sterblich zwar, aber wandelbar, wandert zwischen jenen Welten und diesen Wahrheiten hin und her. Denn wenn der Urschrecken auf dem vollkommenen Gegensatz zwischen einer Welt, die nicht stirbt, und einer Seele, die sterben

muß, beruht, wäre die vollkommene Versöhnung die, daß weder die Welt noch die Seele sterben. Die Unwahrheit dieses Satzes war offenkundig: die Welt erscheint uns ewig nur, weil ihre Zeit des Verfalls einen anderen Rhythmus hat als die unsere. Also war die Versöhnung anderer Art: die Welt und die Seele müssen zusammen sterben. Die Ewigkeit müßte der völlige Synchronismus unseres Todes und des Todes der Welt sein. Oder, andersherum gesehen, das unlösbare Bündnis zwischen unserem Leben und dem der Welt. Vermittels des Gegensatzes war ich wieder zum Ausgangspunkt gelangt, mit dem Unterschied, daß ich meine Zeit nicht den Dingen aufzwang, sondern zuließ, daß die Dinge ihre Zeit mir aufnötigten. Aber die Summe der Zeit der Natur ist, ich habe es schon gesagt, die Zeitlosigkeit: die kurze Lebensdauer einer Libelle wird aufgewogen durch die Permanenz eines Gebirges, die Dauer des Meeres wird begrenzt durch die einer Krabbe und ausgedehnt durch die der es spiegelnden Himmel. Die Ewigkeit ist eine Illusion kompensierter Zeiten, ein Kontinuum, in dem die kurzlebigen Wesen in denen mit einem langen Leben aufgehen und diese ihrerseits jene wiedererzeugen. Wäre ich ein Schmetterling gewesen - so sagte ich mir -, wäre ich schon tot; wäre ich ein Fluß, wäre ich noch nicht geboren. Ich meinte, das Geheimnis der Reinkarnation zu sehen: die Welt ist ewig, weil sie stirbt, indem sie sich erneuert; die Seele ist sterblich, weil sie von ihrer unübertragbaren Singularität lebt. Papst Innozenz III. zwang den Waldensern folgendes Glaubensbekenntnis auf, womit er die Beschlüsse der Konzile von Braga und Toledo

sanktionierte: Wir glauben von ganzem Herzen (und wir bekunden es mit fester Stimme) an die Auferstehung desselbigen Fleisches, das wir an uns haben, und keines anderen. Ich zog mir den Bannfluch Numero fünf in dem Brief Justinians an den Patriarchen Menas zu: in der Abgeschiedenheit meines Zimmers verfocht ich die These, daß die Auferstehung nur möglich ist, wenn wir den Körper, den wir haben, zu gegebener Zeit und für immer verlassen; ich bejahte, was die Patristik verneinte: *si quis plasmationem humani corporis diaboli dicit esse figmentum et conceptiones in uterius matrum operibus dicit daemonium figurari*, A. S. Ich ließ eine Frau aus dem Volke in mein Haus bringen. Ich machte sie meiner eigenen, seltenen Geilheit submiß. Ich versuchte alle Kombinationen. Ich schickte sie in die Berge, um nach tierischem Sperma zu suchen. Ich mischte meinen Samen mit dem von Ziegenböcken und Tigrillos. Zum Schlafen schickte ich sie in die Gesindestube. Ich überließ es dem Zufall, daß sie dem Irren, der in meinen Diensten stand, begegnete. Die Frau wurde schwanger, und als ich davon erfuhr, konnte ich auf einmal alle meine früheren Leben und alle meine künftigen Reinkarnationen sehen. Auf geheimnisvolle Weise hatte ich es erreicht, der unsterblichen Gattungsvernunft teilhaftig zu werden. Zitternd, schwitzend, todmüde, war ich ein Jäger, so nackt wie die wilden Tiere, die ich jagte und die mich jagten; war ein Erbauer von Dolmen; ein mit der Peitsche zur Arbeit angetriebener Sklave; ein geriebener Kaufmann im Wüstenland; ein elender Soldat im Heer von Darius; ein friabler, faunischer Ephebe auf der Agora von Athen; ein

ungebildeter, gefräßiger Kämpfer in den Zirkussen von Rom; ein barfüßiger, zorniger, redegewandter Magier in den Ölbaumhainen in Palästina; ein am Ufer des Bosphorus vor Heimweh bitterlich weinender Emigrant; und wieder in Rom, ein barmherziger, mutiger Priester, der Krüglein mit Milch in die Katakomben bringt; später ein rabiater Zerstörer uneinnehmbarer Städte; darauf ein friedlicher Eroberer, *sine ferro et igne*, derselben Länder, die er früher verwüstet hatte; schließlich Magister der Artistenfakultät, Verfechter verwerflicher Thesen, Theologe auf der Flucht, ein Greis, der sich in ein Zimmer einsperrte, unaufhörlich die Formeln der Zeit, der Auferstehung und der Kontinuität denkend, bedient von einem Irren und begleitet von einer schwachsinnigen, schwangeren Frau ... denkend, was ich sein werde, da ich bereits wußte, was ich war: ich bin ein tüchtiger Landarbeiter auf Gütern in der Umgebung von Poitiers, praktisch schon Besitzer eines eigenen Stück Landes, werde vom König aus meinem Besitz vertrieben, sehe mich genötigt, als kleiner Handwerker in der Stadt zu arbeiten, sterbe in einem der Erbfolgekriege; im nächsten Leben bin ich Falkenier eines spanischen Herzogs, ein furchtloser junger Seemann, nach einem Schiffbruch an ein Gestade geworfen, das noch kein Europäer betreten hatte, Überbringer unglaublicher Nachrichten, in Almeria gejagt wie ein Wild, Gefangener der Inquisition, abhidhammistischer Mönch in Kalkutta, Fabrikant von Feuerwerkskörpern für die Feste in Schanghai, Tuchmacher in London, Spielmann am Hofe von Mecklenburg, Architekt an den Ufern der Neva, Hunger leidender Soldat

auf den Schlachtfeldern von Boyacá, Schiffer auf dem Ohio; abermals Jäger wilder Tiere in der Einöde der Hudsonbai. All das werde ich sein. Jedes Mal in einem anderen Körper, doch mit einem einzigen Verstand.

Ich unterbrach ihn: »Und jetzt? Wer bist du jetzt?«

Er sagte etwas für mich Unverständliches; Nuncia übersetzte: Jetzt bin ich du

.....
Ich stand neben dem Alten, merkte auf seinen ersterbenden Atem, war mehr hypnotisiert von seiner fremdartigen Stimme als von der traurigen Übersetzung der Frau. Er sagte: Jetzt bin ich du, zog aus den bleichen Bettüchern das Stilett hervor und stieß es mir in den Unterarm; ich schrie auf, zum dritten Mal; ich verstand die Worte des Alten, bevor Nuncia sie mir auf Englisch wiederholt hatte: Wir haben einen Pakt geschlossen. Wir werden zusammen sein, immer zusammen, bis wir erreichen, was wir uns am meisten gewünscht haben. Wann hört eine Tür auf, eine Tür zu sein?

Die Fäuste des Greises zitterten ob der Macht der Agonie. Er zerkratzte meine Hände und Arme, als hinge von meinem Leben das ab, das seiner Brust entwich; für mich war dieser nahe Tod verbunden mit wahren Entsetzen: der üble Geruch des Greises, die Ausdünstungen seines alten Körpers, der Gestank, der seinem Munde entströmte, waren mir zuwider. Jetzt bin ich du, ich roch, ich kostete, ich erbrach die verdammten Worte. Hinter uns wurde das Licht heller, so als wäre das große gotische Fenster der Galerie uns näher gekommen; der Alte sprach; sie übersetzte:

Es bleibt uns kaum noch Zeit. Du mußt dich schnell entscheiden. Du kannst deinen eigenen Tod wählen. Du kannst in Sevilla auf dem Scheiterhaufen sterben oder auf dem Schlachtfeld von Aquilea, es kann dich ein römischer Centurio töten oder ein ägyptischer Skorpion, du kannst in Marseille an der Cholera sterben oder durch den Lanzenstich eines Litauers in Nowgorod, du kannst im Sargassomeer ertrinken oder auf einem geschichtslosen Altar geopfert werden; dich können die wilden Tiere der Morgendämmerung zerfleischen; du kannst im Bett deines prächtigen Hauses in Covent Garden an einem Leberleiden sterben; du kannst dich vom Balkon deiner Geliebten in Lima zu Tode stürzen; du kannst sterben an Willenslähmung, durch eine Mutprobe, bei einem Unfall, durch Richterspruch, aus freiem Willen oder aus Traurigkeit: in jedem Fall werde ich an deiner Seite sein, bereit, deinen letzten Atem einzusaugen, um ihn einem anderen, neuen, gerade erst empfangenen, noch ganz schleimigen Körper einzuhauchen. Meinem. Dein Tod wird die Fortsetzung meines Lebens sein. Wohin du auch gehen magst, in diesem Augenblick wirst du den Tod finden; es erwarten dich die Henker, die Mikroben, die Dolche, die Ozeane, die Steine, die Löwen; es wartet auf dich der Ort, den du dir für deinen Tod wählst: die Mauern werden transparent werden, die Städte werden ebenjene sein, die du dir wähltest; die Zeugen jene, die wirklich zugegen waren; die Einsamkeiten jene, die das Schicksal dir beschied. Du mußt dich beeilen; dies hier erzähle ich dir in einer anderen Epoche, die du nicht kennst und als es dich nicht mehr oder noch nicht gab. Bitte, entscheide

dich. Wir müssen uns endlich trennen. Wir haben schon, was wir uns am meisten gewünscht haben. Jetzt bin ich an der Reihe, wiedergeboren zu werden, dank dir. Niemand wird mich wiedererkennen. All jene, die mich gekannt haben, werden tot sein. Beeile dich. Jeder lebende Mensch hat dreißig Visionen: wir sind die Mehrheit, du vermagst nichts gegen uns. Ich sitze grübelnd in einem Haus in der Umgebung von Trani. Ein Diener nähert sich, um mir das Essen zu bringen. Eine schwangere Frau wartet an meiner Seite auf den entscheidenden Augenblick. Ich sehe dich jetzt ganz; du warst in diesem Augenblick der Gedanke der Gedanken. Mach schnell. Entscheide dich. Er wartet nicht länger.

Nuncia hörte auf zu übersetzen. Das verängstigte, ganz aufgelöste Gesicht der Frau glänzte von schrecklicher Gewißheit: alles würde von neuem beginnen. Sie sagte mit ihren eigenen Worten:

Er vergaß zu erzählen, daß er an einem Freitagabend auch auf einem Hügel nahe Jerusalem starb. Seine Lippen schmeckten nach Essig. Ich weiß es. Ich nahm seinen durch Ersticken schwarzblau angelaufenen Leib in Empfang; ich küßte ihn voller Mitleid.

Es war nicht nötig, daß sie mir die Worte des gereizten Alten übersetzte. Ich kannte sie. Es war das dritte Mal, daß er sie sagte: Sie ist verrückt. Erzählt Legenden.

Der Greis erschauerte und sie sprach wieder in seinem Namen:

Ich mußte die Vision mit jemandem teilen. Als der Diener den Teller unter der Tür hindurchschob, konnte ich nicht mehr an mich halten; ich öffnete sie. Da war er ...

Mit dem heller werdenden Licht kamen die Schritte näher. Ich hatte keine Zeit, mich aus der Umarmung des mit dem Tode ringenden Alten zu lösen. Es näherte sich uns ein Mann in schwarzen Beinkleidern und Flauschhemd; sein rotes Haar war ein loderndes Gestrüpp; seine schwarzen Augen kannten kein Erbarmen; seine Lippen schwelgten im Wahnsinn. Ich hatte wirklich keine Zeit. Der Unbekannte trug einen Teller in den Händen, dessen Ränder von kaltem Talg verunziert waren. Der Mann bückte sich, stellte den Teller auf den Boden und gab ihm einen Schubs. Nuncia, aufreizend gleichmütig, die Situation nicht erfassend, übersetzte wieder die Worte des Alten: Wann hört eine Tür auf, eine Tür zu sein?

Der Mann antwortete mit irrealer, zugleich trauriger und drohender Stimme: »Die waagerechte Tür ... ist das Grab.«

Der Greis ließ meine Hände los; der Diener stürzte sich auf ihn, entriß ihm das Stilett und, einen eiskalten, blinkenden Tanz vollführend, stach er dem Alten einmal, zweimal und nochmal in den Rücken. Der Greis blickte zu den Käfigen hin, brachte ein Lächeln zuwege und konnte Nuncia gerade noch sagen (was sie mechanisch wiederholte): Zwei Käfige sind noch leer, Frau; zwei Tiere fehlten dir; du hast es nicht fertiggebracht, sie alle zu jagen

.....
.....
Ich floh den Ort; ich weiß, daß ich es an Mut fehlen ließ und mich gegen Mitleid sperrte; auch gegen Schmerz. Hinter mir vernahm ich die eiligen Schritte des Dieners;

dann wurden seine Schritte wie auch die meinen von dem Lärm in den uns umgebenden Labyrinthen geschluckt. Alles nimmt Form an: Mauern und Silhouetten, Kuppeln und Gesichter verblassen, so als wäre ihre frühere Unsichtbarkeit durch totale Schwärze bewirkt worden: undurchdringliche Dunkelheit und klarste Transparenz zu schauen, ist dem menschlichen Auge versagt. Die Galerien, durch die ich so oft gegangen bin, füllen sich mit Menschen; der Diener ist nur einer mehr in der Menge; er berührt meine Schulter und flüstert kichernd: »Dieser Ort wird endlich eine Form haben, doch du wirst sie nicht erkennen ...« Er steckt das blutbefleckte Stilett in die Gürtelschärpe und entfernt sich für immer entlang den schwarzen Mauern, die ich wiederzuerkennen beginne, und den weißen Steinwällen von Portland, die durch die Unbilden der Witterung noch weißer geworden sind.

Ich gehe schneller; die Stadt ist ungeheuer groß; endlich erkenne ich sie wieder.

Ich weiß, daß ich sie nur dank den Worten des ermordeten Greises wiedererkennen kann: fassen kann. Mein Blick ist so umfassend wie die Stadt. Meine Schritte führen mich schnell von einem Ort zum anderen. Ich kann am Ende eine Erklärung versuchen: ich erkenne die Örtlichkeiten wieder, weil ich hier immer gelebt habe, doch früher wußte ich das nicht, weil ich nicht gewohnt war zu sehen, was sie waren, während ich sah, was sie sind. Ich gehe durch die Marylebone Road mit ihren Backsteinhäusern und grünen Giebelwänden, doch zu gleicher Zeit und im gleichen Raum durchstreife ich das königli-

che Jagdrevier, beobachte den Flug der Fasanen und höre das Hoppeln von Hasen. Ich gehe durch die Stadt meiner Kindheit, die immer sich selber gleicht, dabei offen für alles Neue ist, das sie verunstaltet, degradiert, betäubt: mit Groll sehe ich die Wolkenkratzer, die lauten Cafétérias, die Säulenhallen der Casinos, die Reklamewände; ich spüre in der Nähe den Atem der Zeit, in den Werbeslogans auf den roten Autobussen, in den großen Zeitungen, die an den Kiosken die Tagesnachrichten verkünden; doch jetzt geht das Trippeln der Mädchen in hochhackigen Schuhen und Miniröcken, behängt mit bunten Perlenketten (die Augen hinter violetten Sonnenbrillen verborgen) unvermittelt über in das Tapsen barfüßiger Milchmädchen, die ihre Ware ausrufen: »Kuhmilch, gefärbte Kuhmilch«; und der stolze Gang der Burschen in engen Hosen und mit ungepflegten Mähnen ist auf einmal der von Galanen mit gepudertem Haar und von Kurtisanen mit Schönheitspflästerchen und raschelnden Reifröcken. Unter die hohen Autobusse und die schnellen Ferrari auf der Straße mischen sich die Pferde der Dili-gencen, die sedan-chairs, die Karossen und die Postkutschen. In Covent Garden ist nichts los, dabei werden ein paar Häuser gebaut, stürzen andere ein, gehen Männer in Gehrock und Zylinder unter den Arkaden *der piazza* diskutierend auf und ab, während Karren voller Obst und Gemüse den Verkehr behindern; ich erkenne die Abwasserkanäle der Stadt wieder und zugleich sehe ich Frauen mit rosigen Gesichtern ihren Abfall auf die übelriechenden Straßen schütten; ich sehe die moderne London-Bridge und an derselben Stelle eine alte, rachi-

tische Konstruktion, auf der Bazare sich drängeln; der tapprige Schritt der Alten von heute, wachsbleiche Männer, die mit geballten Fäusten ihre Hosentaschen ausbeulen, wird übertönt von dem fremdländischen geschäftigen Treiben in den engen Gassen, durch die Pferde hindurchjagen und Vieh zum Schlachthof geführt wird, wo es wimmelt von streunenden Hunden, von Vagabunden und von Mönchen, die, obgleich sie noch Tonsur tragen, sich auf Bettelei und Diebstahl verlegt haben, weil man die Klöster aufgelöst hat; die alten Frauen von heute, mit schwarzen Hauben, auf denen Schmucknadeln glänzen, mit ihren falschen Perlenketten um die mageren Hälse (in den Händen tragen sie beschmutzte, kaffeebraune Papierbeutel), laufen umher und betasten die von den Franzosen in Southwark gemachten Hüte, die von den Flamen in Shoreditch gewebten Stoffe, die von den Holländern in Westminster gedruckten Stiche; und zur selben Zeit sehe ich an denselben Orten den silbernen Merkur des Picadilly, die Reklame von Players und Bovril, die Insignien der Firma Swan & Edgar, die Fassade des Hotel Regent's Palace und die Markise des Kinos Cameo, das den Film *To Sir With Love* anzeigt. Gegenüber dem Country Fire Office kommen fünf Zisterziensermönche mit einer Schafherde vorbei, und weiter unten, auf der Themse, fahren geschmückte Barkassen, hört man Musik von Händel, während hier oben, in Haymarket, aus einem Schallplattengeschäft die Stimmen des Ensembles Manfred Mann dringen: *For every day, another head turns gray.*

In den Parks lehnen sich die alten Männer in ihren Lie-

gestühlen zurück, um sich zu sonnen, die alten Frauen füttern die herumhüpfenden Vöglein und die jungen Burschen liegen mit nacktem Oberkörper und unter dem Nacken zusammengerolltem Hemd auf dem Rasen; die Pärchen küssen sich und die Kinder gehen in den Zoo, taub für den Spektakel der Pferderennen, Freistilringen, Hahnenkämpfe und Wettkämpfe der Bogenschützen. Jedes Haus ist, was es ist, und alle seine Baustadien, bis zum Ursprung: dem leeren Raum. Die Stadt steht in Flammen; die Stadt ist völlig aufgebaut; die Stadt ist ein von Mauern umgebenes römisches Feldlager; die Stadt ist eine Wüste aus Lehm; die Stadt breitet sich endlos aus, erstreckt sich bis zu den weißen Steilküsten von Dover. Die Feuer des großen Brandes erlöschen noch nicht . . .

.....
..... Ich wanderte endlos umher. Meine Schritte führten mich bis zum Zoo im Regent's Park. Es wurde bereits dunkel, aber die Gatter waren noch geöffnet. Aus den Teichen stieg Nebel auf; die Wiesen waren durch die sommerlichen Spiele und den Müßiggang ganz ermattet. Ich setzte mich auf eine der grünen Bänke gegenüber dem Bärenkäfig. Ich sah zu, wie die Tiere miteinander spielten und dann eindösten. Ich konnte mich an alles erinnern. Mein Gesicht badete in der sinkenden Sonne eines denkwürdigen englischen Sommers. Rings um mein Haus in Hampstead wird aus den sanft gewellten Gärten jetzt würziger Rauch aufsteigen; die Geranien und die Margariten werden blühen; statt der abgünstigen Türen des Winters wird es Segeltuch vorhänge geben; die Wiesen

werden frisch sein, die Weidenbäume reglos, die Stake-
tenzäune zwischen Haus und Haus frisch gestrichen, und
von Hampstead Heath werden die Stimmen der Kinder
herüber dringen, die jetzt Ferien haben. Die Dächer wer-
den glänzen und in dem architektonischen Schnörkel-
werk werden die Tauben ihre Nester bauen. Sicherlich
werden ein paar alte Männer ihre Gärten bestellen. Ich
sollte zeitig in mein Haus in der Pond Street zurückkeh-
ren, mein Architektenbüro in der Dover Street verlassen,
meinen Wagen nehmen, nach Camden Town mit ihrem
merkantilen Charakter hinauffahren und in die Hügel
meiner Kindheit kommen. Emily, meine Frau, bat mich,
beizeiten zuhause zu sein, Georgie, unser Sohn, feiert
heute seinen zehnten Geburtstag. Ich fühlte, wie an mei-
nem Unterarm eine Wunde vernarbte.

Ich hörte Schritte auf dem Kies. Eine schwangere Frau
näherte sich dem Bärenkäfig. Sie hatte einen kaffeebrau-
nen schmutzigen Papierbeutel in der Hand. Eine schmuk-
ke Angorakatze folgte ihr. Sie holte aus dem Beutel Stük-
ke gerösteten Brots und warf sie in den Käfig. Zufrieden
betrachtete sie die Tiere. Dann setzte sie sich neben mich
auf die Bank. Anfangs sagte sie kein Wort. Ich sah sie
mir von der Seite an. Ich glaubte, sie wiederzuerkennen:
In den schwarzen Augen war ein unermüdliches Träu-
men, auf den Lippen ein wilder, krankhafter Trotz, die
Haut hatte die Blässe eines östlichen Gesichts, die Hän-
de den Glanz eines erlöschenden Gestirns.

Sie sprach, ohne mich anzusehen; sie sah die Katze an
und streichelte ihr mit der einen Hand das Fell:

»Nino, süßer Fratz, liebes Kerlchen ...«

Mit der anderen Hand warf sie fünf alte, abgenutzte Spielkarten auf den Kies; ich sah die Figuren: Eule, Tiger, Ziege, Bär, Drache. Ich hörte ihr zu:

Die Hundstage in der Levante erregen die Sinne. In den Wüsten entstehen die Fata Morganas. Alle folgten ihm. Alle glaubten an sein Wort und an sein Leben. Alle ließen sich von seinem männlichen Zorn und seiner Verheißung süßester Freuden verführen; der Himmel war fern, er aber war nahe. Wie konnte ich ihm widerstehen? Er war ein ganzer Mann; lebte nur kurz, aber lebte gut. Er war ganz Liebe: Frauen, Männer, Kinder, Lamm, Wein, Oliven, Fisch. Er übertrat alle Gesetze; in seinen Augen leuchtete die Grausamkeit eines orientalischen Despoten. Ich selbst habe mich ihm eines Nachts hingegeben. Er hat das vergessen. Er sagt, alles erinnern hieße alles vergessen: verrückt werden. Er erinnert sich nur und unablässig der simultanen Augenblicke seines Bewußtseins und seiner Ermordung. Er lebt für immer eingesperrt in einem kahlen Zimmer mit vermauerten Fenstern, grübelt nach über Gott und die Welt und wartet darauf, daß ein Diener ihm einen Blechteller unter der Tür hindurchschiebt. Wartet auf seine neue Inkarnation. Er erdenkt dich, den es nicht gibt, in einer Zeit, die es noch nicht gibt. Die vielleicht nie kommen wird. Mich hat er vergessen. Deshalb weiß er nicht, daß ich ihn immer begleite; daß ich mich, etwas vor oder nach ihm, in verschiedenen Körpern wiederverkörpere, wie er das wünschte. Wenn wir nicht zur gleichen Zeit leben, George, wenn er ein Leben verläßt und ich in meinem Körper eingesperrt bleibe, dann fühle ich mich sehr allein, sehr traurig und

brauche Gesellschaft ...

Sie sah mich an, und ihr Blick machte mein Blut gefrieren.
Sie nahm meine Hand, und die Berührung ließ mich er-
starren. Ich konnte ihre schmutzigen Schuhe sehen

.....
.....
.....

Siger von Brabant, Magister an der Pariser Artistenfakul-
tät, von Etienne Tempier und Thomas von Aquin ange-
zeigt, floh nach Italien und schloß sich in ein Haus ein in
der Umgebung von Trani, am Ufer der Adria, gegenüber
der Küste Dalmatiens gelegen, nahe den romanischen Pa-
lästen und Kirchen am Rande einer weiten, gelben Ebe-
ne. Dort wurde er von einem Diener, der den Verstand
verloren hatte, 1281 erdolcht. Einige Chronistenbestrei-
ten die Richtigkeit dieses D a t u m s

.....
.....
.....

Nachwort*

Zu *Aura* und *Geburtstag*

Wörter, so erinnert uns Tzvetan Todorov, sind nicht die transparenten Namen der Dinge, vielmehr von eigenen Gesetzen regierte Entitäten: zwar existiert die Beziehung zwischen Literatur und »Wirklichkeit«, aber Literatur ist nicht einfach eine rein mechanische Umsetzung der Realität, wie es sich naive Leser und Kritiker gern vorstellen. Eher ist es die Aufgabe des Schriftstellers, die Sprache selbst aus ihrer illusionierenden Transparenz herauszuholen.

Nehmen wir den Roman als das, was er tatsächlich ist, nämlich eine rein verbale Konstruktion und nicht die Spiegelung der Wirklichkeit, die er darzustellen vorgibt, dann wird verständlich, was herkömmlicher Kritik, die von der erzählten »Welt« hypnotisiert ist, erst gar nicht in den Blick kommt: nämlich daß jedes literarische Werk in ein von anderen Werken bevölkertes Universum eintritt und daß seine Verbindung mit diesen Werken in dem Maße, in dem es sie fortsetzt oder modifiziert, stets enger sein wird als seine Beziehung zur Wirklichkeit. Wie die russischen Formalisten vor einem halben Jahrhundert erkannten, ist ein literarischer Text (Gedicht, Roman, etc.), der sich nicht auf einen früheren Text bezieht, sondern allein auf das, was die linguistische Terminologie »Referent« (d. h. außersprachliche Wirklichkeit) nennt, kaum vorstellbar; hingegen können wir uns sehr wohl einen

* Seitenverweise gelten der gedruckten Ausgabe

Text denken, der mit dem Corpus jener Werke verbunden ist, die vor ihm erschienen sind, dessen Beziehung zum Referenten jedoch nahezu null ist (etwa die von Boccaccio inspirierte Novellensammlung Timonedas, der pikareske Roman in seiner dekadenten Phase, etc.). In einem seiner ersten Bücher bemerkte Américo Castro, daß der *Don Quijote* aus dem Stoff anderer Bücher geschmiedet und entwickelt ist: »Der erste Teil geht wesentlich aus den Büchern hervor, die Don Quijote gelesen hat, der zweite Teil wiederum aus dem ersten, denn darin werden nicht nur neue Begebenheiten erzählt, sondern der Held lebt in dem Bewußtsein seines schon in einem Buch erzählten Lebens. Der *Don Quijote* des zweiten Teils setzt sich selbst und die literarische Tradition des Cide Hamete fort.« Es wäre theoretisch möglich (und höchst nützlich), die ganze Entwicklung des Romans unter dem Aspekt des konnotativen Diskurses zu untersuchen: die Gattung als Spiel der Spiegelungen, als dialektische Folge von Formen, als kontinuierliche Schöpfung. Dann aber gäbe es in der Literatur keine unantastbaren, vollendeten, autonomen, endgültig ausgeformten Werke mehr. Die Zeit und die nachfolgenden Werke würden sie modifizieren – ja es ist eine fruchtbare Arbeitshypothese, zwischen Werken aus verschiedenen Epochen nicht nur einen einseitigen, sondern wechselseitigen Einfluß anzunehmen, insofern auch das jüngere Werk der Reihe von Werken, an die es anschließt, neues Leben einhaucht, einen Dialog mit ihnen beginnt, den ursprünglichen semantischen Zusammenhang auflöst und seine Bestandteile zu einem neuen umfassenderen, allgemeineren Text verknüpft.

Als Carlos Fuentes seine Novelle *Aura* veröffentlichte (Ediciones Era, Mexico, 1962), hielten sie die Leser für ein vollendetes Werk: in sich geschlossen und endgültig. Acht Jahre später wirft die Publikation von *Geburtstag* (*Cumpleaños*, Ediciones Joaquín Mortiz, 1970) ein neues Licht auf *Aura*, und wenn unser erstes Urteil auch nicht entwertet ist, so erweist sich nun zumindest dessen Partialität. Denn nicht nur hat *Aura* unverkennbar *Geburtstag* beeinflusst, der Einfluß a posteriori von *Geburtstag* auf *Aura* ist ebenso stark. Eine doppelte Beziehung also: das vorausgehende Werk bestimmt die Konfiguration des nachfolgenden und dieses wiederum diejenige des früheren. Einer aufmerksamen Lektüre der beiden Texte entgeht nicht, daß wir ein Diptychon vor uns haben: *Geburtstag* macht den Grund von *Aura* einsichtig, in *Aura* wiederum finden wir den Schlüssel zu *Geburtstag*. Symmetrische Entsprechungen, wiederkehrende Obsessionen und Bilder fügen sich zu einem beziehungsreichen intertextuellen Dialog.

Beginnen wir mit *Aura*: Felipe Montero, siebenundzwanzig Jahre, ehemaliger Stipendiat der Sorbonne, kommt ins Haus der uralten Witwe des General Llorente, um ihr bei der Überarbeitung und Ergänzung der Memoiren ihres Mannes zu helfen: dreitausend Pesos monatlich, Verpflegung und Unterkunft. In dem geheimnisvollen und düsteren alten Haus (»Es ist schrecklich, das Haus, in dem man wohnt, weder von innen noch von außen zu kennen. Ich konnte mir die Struktur dieses Hauses nicht vorstellen«, wird später der Erzähler von

Geburtstag sagen) lernt der junge Mann die Nichte der Greisin kennen, die faszinierende, schöne Aura: »meergrüne Augen, die fluten, zu Gischt zerstäuben, wieder zu ruhigem Grün werden, um sich darauf von neuem wie eine Welle zu entflammen« (S. 18). Liebe regt sich, erfüllt von Ahnungen, Ängsten: ist das Mädchen geistesgestört und - sind Tante und Nichte ein Wesen oder zwei? »Du blickst rasch von der Tante zur Nichte und von der Nichte zur Tante, aber in diesem Augenblick erstarrt Señora Consuelo, und gleichzeitig legt Aura ihr Messer auf den Teller und erstarrt ebenfalls, und du erinnerst dich, daß die Señora nur den Bruchteil einer Sekunde zuvor das gleiche tat.

Mehrere Minuten des Schweigens folgen, während denen du zu Ende ißt und sie dich reglos wie Statuen beobachten« (S. 31).

Die Ahnungen Felipes, den der Autor mit du apostrophiert, scheinen sich zu bestätigen: nachdem er Aura gerade in der Küche beim Schlachten eines jungen Bockes beobachtet hat, entdeckt er, wie die alte Frau in ihrem Zimmer genau die gleichen Bewegungen wiederholt, wie sie »die Luft zerschneidet, als ob sie ein Tier häute« (S. 37). Versunken arbeitet unterdessen das Mädchen in der Küche weiter, hört nicht die Worte des Zurückgekehrten und sieht durch ihn hindurch, als wäre er Luft (so auch die Nuncia in *Geburtstag*, die dem Kater Nino einen Tritt versetzt, als dieser sich an den Knöcheln des unsichtbaren (?) Erzählers reibt: »Warum bleibst du stehen? Was gibt es da zu sehen? Was machst du? Verdammter Nino, immer versuchst du, mich zu erschrecken, willst

mir weismachen, daß hier noch jemand ist ...«; und wenn sie auf Drängen des Jungen dem Gast zu essen gibt, tut sie so, als lüfte sie den Deckel einer Pfanne, schöpft daraus in einen Teller aus Luft und stellt diesen feierlich an die Stelle, wo vielleicht jener sitzt, dessen Anwesenheit sie leugnet). In dem Haus, das von unheimlichen Tieren bevölkert ist, dem weißen Kaninchen Doña Consuelos, den Ratten und brünstigen Katzen, denen der Kater, die Ziege und der Uhu von *Geburtstag* symmetrisch entsprechen, altert Aura schwindelnd schnell, von einem Tag zum anderen (wie auch Nuncia und der Junge, das *ego* und das *alter ego*): »das Mädchen von gestern konnte nicht älter als zwanzig gewesen sein; die Frau von heute scheint vierzig« (S. 41). Und wie in *Geburtstag*, wo das *ego* die Vereinigung seines *alter ego* mit der willfähigen, wollüstigen Nuncia beobachtet, wird Felipe in *Aura* plötzlich gewahr, daß die alte Frau zusah, als er Aura das zweitemal liebte:

»Señora Consuelo lächelt dir zu, nickt dir gemeinsam mit Aura zu, die ihren Kopf im gleichen Rhythmus wie die Alte bewegt; beide lächeln dir zu, danken dir ... Sie werden dir den Rücken kehren, langsam zu der Türe gehen, die zum Schlafzimmer der Witwe führt, gemeinsam den Raum betreten, wo die Lichter vor den Heiligenbildern flackern, werden die Tür hinter sich schließen und dich in Auras Bett schlafen lassen« (S. 44).

Simultaneität und Verdoppelung des Du (der mit »du« apostrophierten Person, eines Du, das kein Ich ist), aber parallel dazu, wie in *Geburtstag*, Simultaneität und Verdoppelung des Ich. Aura ist das Doppel der Dona Consuelo,

und Dona Consuelo ist eins mit Aura (die Hauptfigur wird es zu ihrem Schaden in einer gelungenen, dem Besten von Poe ebenbürtigen Szene entdecken), und gleichzeitig verschmelzen Felipe und der General Llorente – ein gespaltenes Selbst auch sie – wieder in ein und derselben Person:

»Gebannt starrst du auf die Fotografie, dann hältst du sie gegen das Oberlicht, deckst General Llorentes weißen Bart mit der Hand zu und stellst ihn dir mit schwarzem Haar vor, und du findest stets dich selbst: verwischt, verloren, vergessen, aber du, du, du« (S. 51).

Die Uhr wird zu einem »unbrauchbaren Gegenstand«, der die Zeit falsch mißt, der »über die wahre Zeit täuscht«, und Felipe (der General Llorente) wird fassungslos wie der sterbende Alte von *Geburtstag* die absurde Maske anstaunen, die er sein Leben lang getragen hat: »jene Züge aus Gummi und Pappmache, die ein Vierteljahrhundert lang dein wahres Antlitz verborgen haben, dein Gesicht von einst, das du vergessen hattest« (S. 52).

Es drängt sich die Frage auf:

»Und jetzt? Wer bist du jetzt?«

Er sagte etwas für mich Unverständliches; Nuncia übersetzte:

»Jetzt bin ich du« (*Geburtstag*, S. 139).

Sprechen wir von *Aura*? Die beiden komplementären, symmetrischen Texte vermischen sich und gehen ineinander über, bis sie miteinander völlig verschmelzen. Mit fortschreitender Lektüre des einen entziffern wir die faszinierende Welt des anderen: durch *Aura* lernen wir *Geburtstag* lesen, in *Geburtstag* erscheint uns umgekehrt das beunruhigende Bild von *Aura*.

Im zweiten Teil des Diptychons erweitert Fuentes seinen Stoff um eine anspruchsvolle Dimension. In *Aura* regierte das Personalpronomen »du« von Anfang an, und das Präsens des Indikativ – jenes Tempus also, in dem nach der bereits klassischen Definition von Benveniste das beschriebene Geschehen mit dem Sprechakt koinzidiert – wich verschiedentlich einem ungewohnten Futur, welches das Präsens in die Zukunft projiziert und eine subjektive Modalität, nicht eine historische Kategorie ausdrückt; hingegen bildet in *Geburtstag* das traditionelle »ich« die Achse, und das historische Präsens, das bekanntlich vergangene und zukünftige Begebenheiten gleichermaßen anzuzeigen vermag, wechselt mit den klassischen Zeiten, die Benveniste die abstrakten literarischen Kategorien der »Geschichte« nennt (Imperfekt, Plusquamperfekt, historisches Perfekt). In offenem Bruch mit den stets willkürlichen (und vor allem bürgerlichen) Gesetzen der Wahrscheinlichkeit bildet das mysteriöse Haus, das sich nacheinander in England, Mexiko und an der dalmatischen Küste befindet, den Schauplatz für das Erscheinen und Verschwinden einer Reihe proteischer Gestalten, deren »Wesen« sich wandelt, scheinbar willkürlich, tatsächlich jedoch in strenger Übereinstimmung mit den rhetorischen Strukturen der Erzählung. Vor Cervantes – dies darf nicht vergessen werden – gab es in der erzählenden Gattung keine psychologische Entwicklung: die Handlungen der Personen waren in dem Maße »intransitiv«, wie sich die Figur in einem schlichten Nomen, ihre Aktion in einem Verbum darstellte. Nachdem aber die »transitive« Figur drei Jahrhunderte lang die Szene be-

herrscht hat, verschwindet sie heute allmählich aus einem weiten Sektor des reflektierten Romans und wir erleben die Geburt einer neuen, rein »linguistischen« Figur (nur Stimme ohne »Dichte« und »Wesen«), deren veränderliche Kontur sich im leisen Reden des Textes auflöst. Fuentes entscheidet sich, um eine Formulierung zu gebrauchen, die Barthes im Hinblick auf die Sprache Sades prägte, für den Diskurs und gegen den Referenten, macht durch Rede möglich, was in der Realität unmöglich ist: der Kater Nino wandelt sich zu einem Tiger; der Erzähler (George?) ist nacheinander alt, jung und Kind, alt und jung zugleich, er ist Christus und Nuncia, ist die heilige Dreifaltigkeit, ist Siger von Brabant. Die symbolischen Gegenstände, die am Rande der Erzählung auftauchen – das Stilett, die Skier, das Spielzeug, die Käfige, das Geburtstagstelegramm – erhalten im Fortgang der Handlung immer neue, überraschende Funktionen. Mit einer Virtuosität, die in der zeitgenössischen Literatur nur selten erreicht wurde, geht das Ich ins Du, Aura in Consuelo, Felipe in Llorente, das *ego* in sein *alter ego* über.

»Ich bewundere meine eigene Leidenschaft; im Ohrensessel sitzend, die Füße auf dem Schemel, sehe ich mich Nuncia lieben, sehe meine Freude und Erregung. All das sehe ich; meine Augen trügen nicht. Ich liege auf Nuncia, ich sehe mich Nuncia lieben, Nuncia stöhnt in meinen Armen. Es kann keinen eindrucksvolleren Beweis geben: ich sehe mich vom Sessel aus, wo ich sitze, mit Nuncia im Bett« (*Geburtstag*, S. 109). Auch dies eine komplementäre und konträre Szene, die jene verdoppelt, spiegelt und projiziert, in der die alte Dona Consuelo dem Lie-

besakt ihres *alter ego*, der schönen Aura, zuschaut. Der Gebrauch verschiedener Personalpronomen – des »du« und des »ich« – erhält so eine Rechtfertigung, die vom aufmerksamen Leser nicht übersehen wird.

Je weiter sich die Erzählung entfaltet, führt uns Fuentes in ein Widerspiel blendender Spiegelungen, in ein seltsames Zeremoniell von Doppelungen und Identitäten, die sich endlos wiederholen wie Echos in den Bergen: »Als ich ihm (mir) die Stiefel angezogen hatte, konnte ich nicht an mich halten, etwas Kühnes zu tun: ich ergriff Nuncias Schuhe, kniete vor ihr nieder und nahm einen ihrer Füße in meine Hand. Ich paßte ihr den Schuh an; sie protestierte nicht; ich küßte ihr den Fuß; sie zuckte zusammen. Ich hatte nicht wenig Angst, der wilde Reiter würde nicht zögern, dazwischenzutreten und mich schlagen; Nuncia würde mir eine Abfuhr erteilen ... Ich sah schüchtern zu ihr auf; Nuncia lächelte mich an. Ich blickte über die Schulter: der Reiter (ich) saß in dem großen Ohrensessel und sah uns zu, wie ich ihnen vorher zugeesehen hatte. Ich begann, Nuncia die Beine und Schenkel zu streicheln, hob mit dem Kopf ihren Rock, legte meinen Kopf schließlich auf das kleine schwarze Polster und leckte wie besessen ihre Scham; Nuncia krallte ihre Finger in die Laken und stöhnte; der Reiter sah uns gleichgültig zu: ich sah mir zu« (S. 113).

Als der Protagonist gleich Aura schwindelnd schnell altert und als Nuncia, seine Geliebte, ihn in einem Rollstuhl umherschiebt, kulminiert das intertextuelle Spiel der Spiegelungen mit jener Logik des Narrativen, die je und je eine *ars combinatoria* ist, in der hermetischen

Abkapselung Sigers, in der Mahlzeit, die der wahnsinnige Diener unter der Tür durchschiebt, in dem rituellen Verbrechen: im Tanz des Stiletts, das den fantastisch wirbelnden Tanz von Auras Schlachtmesser wiederholt und sich endlich in den Rücken des Sühneopfers – des Greises, des Bockes – bohrt.

Was könnte fesselnder sein als die vergleichende Lektüre der beiden Texte – noch als Lektüre schöpferisch, sofern sie den einen im Lichte des anderen neu schreibt, sofern sie jeden im literarischen Raum des anderen situiert und beide als zwei zugleich autonome und interdependente Stücke schließlich an einem höheren Ort verbindet und reproduziert.

Aber lassen wir Fuentes selbst zu Wort kommen: »Eine gewisse Ordnung setzt sich durch; davon zeugt eine Symmetrie, die ich früher nicht bemerkt hatte: zu dem großen gotischen Fenster im Westen ist jetzt eins im Osten hinzugekommen; die Spitzbogen wechseln regelmäßig miteinander ab« (*Geburtstag*, S. 132).

Ja, eine neue Ordnung zweier erzählerischer Ebenen stellt sich her, die sich symmetrisch ergänzen und eine dritte allgemeinere und umfassendere bilden, ohne jedoch ihre eigene Selbständigkeit zu verlieren. Erstrebte dies der Autor?

Die Antwort ist unwichtig: einzig die Texte sprechen. Und in ihnen finden wir – und gewiß auch der Leser – ein Beispiel für die Interaktion von Texten jenseits aller chronologischen Ordnung, ein Beispiel für einen hinreißenden paradigmatischen intertextuellen Dialog.

Geburtstag erinnert mich an eine ungewöhnliche, ja

wunderbare Begebenheit. Vor einiger Zeit rief Guadalupe Ramírez mich an und sagte: »Ich möchte, daß Du vorbeikommst und Dir anschaust, was ich zuletzt gemalt habe. Vielleicht gefällt es Dir ...« Mit Unbehagen folgte ich dieser Einladung. Guadalupe interessierte mich nicht. Er war bis zu diesem Zeitpunkt ein Maler gewesen, der immer ein »anderer Maler« war; eine Person ohne eigenes Bewußtsein, umstellt von den Visionen Picassos, Légers oder irgend eines Anderen, dessen Bilder er gerade gesehen hatte. Doch da ich glaube, daß wir keinen Künstler und noch weniger einen Freund abweisen dürfen (allerdings auch verpflichtet sind, über sein Werk aufrichtig zu urteilen, falls wir darum gebeten werden), ging ich hin, schaute und war betroffen von den herrlichen »plastischen Erfindungen«. Darin fand sich nur noch Guadalupe, und in einer großen Synthese waren die fremden Visionen aufgehoben.

»Um sie loszuwerden«, erklärte er mir, »habe ich drei Jahre lang gearbeitet, Tag für Tag, Stunde um Stunde, ununterbrochen. Ich habe viel gelitten. Und ich nenne mich nicht mehr Guadalupe ... Ich nenne mich Santos ... Denn ich bin ein anderer.«

Er hatte recht und unrecht zugleich. War er ein anderer, als es ihm endlich auf so heroische Weise und mit solch herrlichen Ergebnissen gelungen war, »er selbst« zu sein? Besitzen wir wirklich eine Identität, solange wir in fremden Tiefen umherirren, in den Labyrinthen und Welten anderer Menschen?

Von wahrhaften Künstlern darf man es gewiß erwarten. Sie zaudern lange vor dem schöpferischen Akt, aus

Furcht vor sich selbst, schauern vor den Abgründen der Innenwelt, welche von der Leinwand oder dem Marmor oder dem weißen Blatt Papier unbarmherzig gespiegelt werden. Das Bedrohliche des Materials liegt darin, daß es Mißlingen und das Leid darüber ausdrückt, wie es freilich auch Schönheit in allen Graden ihrer Vollkommenheit zur Erscheinung bringt. Der Sprung ins Leere ist ein schreckliches und zugleich großartiges Wagnis, das jeder auf seine Weise zu bestehen hat.

Mit *Geburtstag* hat Fuentes diesen Sprung getan. Er machte sich von Bindungen frei, von denen wir erst heute gewahren, daß er ihrer nicht bedurfte oder daß er sie einzig brauchte, um langsam und mühevoll zu sich selbst zu finden. Zwar sind verschiedene Einflüsse bei ihm zu spüren – nur der Ungebildete und der Unempfängliche ist frei davon –, aber in einem gleichsam alchemistischen Prozeß sind sie assimiliert, und ihr Dasein noch verrät eine bewunderungswürdige Wahl.

Die Bedeutung von *Geburtstag* liegt für mich nicht in der Thematik, sondern in der Form, nämlich in der gelungenen Synthese, und dies ist nicht wenig, von metaphysischen Ideen, welche die Kulturen des Orients und des Okzidents genährt haben – darunter auch solchen, die von bestimmten Initiationslehren postuliert werden.

Zweifellos strebte dieser Schriftsteller faustisch nach einem Unmöglichen, und er erreichte mehr, als er hoffen konnte: was eine Erzählung scheint, geriet ihm zum großen metaphysischen Gedicht.

Juan Goytisolo

505